

Tong Mo

**DER NEUE
KONTINENT**

**AUS DEM CHINESISCHEN VON
KARIN BETZ**

Copyright © des chinesischen Originals bei Tong Mo; Copyright © der deutschen Übersetzung bei TAIFUN Project e. V.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form ohne eine von TAIFUN Project e. V. erteilte schriftliche Genehmigung reproduziert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

TAIFUN Project e.V.

Sonnenstr. 38-40

40227 Düsseldorf

taifunproject.org



Sie sagten mir, dass mein Vater hier sei. Sie hätten ihn gefunden. Sagten sie. Ihre Stimmen waren in meinem Kopf und wurden immer realer. Also machte ich mich auf den Weg. Jedes Mal, wenn ich unterwegs die Augen schloss, hörte ich es. Ich glaube, so hat alles angefangen.

Abgesehen von diesen Stimmen war mein Kopf vollkommen leer. Wir durchquerten den ganzen Kontinent, immer Richtung Westen. Ich sage „wir“, denn da waren noch viele andere außer mir. „Wir“, das war eine temporäre Einheit. Und auch in den Köpfen der anderen herrschte vollkommene Leere. Wir hatten alles vergessen, jeder Gedanke, jedes Wort fiel uns schwer, wir konnten nur ein paar einfache Begriffe stammeln. Genau wie ich hatten sie Stimmen vernommen, Stimmen, die einen Ortsnamen verrieten. Wir erinnerten uns nur an den Tag unseres Aufbruchs und an alles, was danach kam. Wir haben auf diesem Weg viel gelitten, daran erinnere ich mich. Alle Arten von Leiden mussten wir ertragen, vor allem die Frauen. Die Frauen, ich war eine davon, lebten in ständiger Furcht. Nicht, dass ich etwas Besonderes gewesen wäre - ich unterschied mich in nichts von den anderen Frauen. Ich betone das nur, weil Frauen dieser Weg anfangs eigentlich nicht zu passieren erlaubt war. Schwierig war vor allem, dass sich jeder allein auf die Reise machen musste. Egal ob Mann oder Frau, jeder war auf sich allein gestellt. Jederzeit konnte einer unterwegs zusammenbrechen. Keiner konnte wissen, was auf ihn zukam, wenn ihm plötzlich etwas zustieß. Alle sagten, was geschieht, geschieht. Manche atmeten schon nicht mehr, be-

vor sie zusammenbrachen. Doch reden wir nicht von diesen Strapazen. Es ist vorbei.

Schließlich überquerten wir gemeinsam die Grenze (und starben fast vor Angst), dann entdeckte der Erste seinen Bestimmungsort (wir wurden mit großem Hurra empfangen). Er verabschiedete sich von der Gruppe und verschwand in der Stadt. Die Übrigen setzten ihre Reise fort. Immer neue Städte lagen auf dem Weg, einer nach dem anderen verabschiedete sich von den Übrigen, bog in eine andere Richtung ab und verschwand in seinem Zielort. „Wir“ verschwanden und jeder war wieder für sich. Einmal verirrte ich mich in einer großen Stadt und wusste tagelang nicht, wo ich war. Wohl oder übel musste ich an die Tür der großen Organisation klopfen. Das hatte ich unterwegs so gelernt. Tief im Inneren des großen Gebäudes lag ein riesiges Blatt Papier auf dem Boden ausgebreitet, es war voller Namen und bedeckte die Dielen des gesamten Stockwerks. Unter einem französischen Rundbogenfenster saß ein Sekretär und tippte fortwährend weitere Namen auf das Papier. Ich war nervös, der Gedanke, meine Anwesenheit preiszugeben, beunruhigte mich. Vielleicht würden sie mich zurückschicken. Das Hämmern der Schreibmaschine klang wie die Gewehrsalven, die meinen Weg begleitet hatten.

Einer redete mit mir in einer Sprache, die ich verstand. Er stellte mir einige Fragen, wollte wissen, wie es mir unterwegs ergangen war, vor allem, woran ich mich erinnerte. Der Mann hatte sogar ein Lächeln für mich übrig, er war sehr viel freundlicher als die Männer, auf die ich unterwegs gestoßen war. Das Gespräch dauerte eine ganze Weile. Zuletzt hämmerte

der Mann mit der Schreibmaschine meine Daten auf die ellenlange Namensliste - Codename, Geburtsdatum, Zielort. Der andere Mann war unversehens hinter einer Tür verschwunden. Ich blieb stehen, wo ich war und wagte nicht, mich zu rühren. Zitternd und bangend harpte ich meines Schicksals. Ein anderer Mann händigte mir eine Reihe Dokumente aus, alle trugen einen roten Stempel. Die Bewegung seiner Lippen verursachte mir Übelkeit. Wie betäubt erinnerte ich mich an die Lippen eines anderen, die mich eines Nachts auf der Reise blutig gebissen hatten. Als er die Stimme erhob, kam ich wieder zu mir und hörte, wie er mich ermahnte, diese Papiere sorgfältig aufzubewahren, bis ich an meinem Bestimmungsort angekommen sei. Gut, ich durfte meinen Weg also fortsetzen. Er zeigte auf das Ende des Korridors, wo ein Angestellter mich erwartete. Willkommen auf dem neuen Kontinent, begrüßte er mich freundlich.

Der Rest meines Weges verlief verhältnismäßig glatt. An jedem Kontrollposten gab es ein Büro und Angestellte der Organisation. Ich kam innerlich ein wenig zur Ruhe und wagte endlich, unterwegs einmal die Augen zu schließen. Mein Körper gewöhnte sich an den Wechsel des Lichts vor dem Zugfenster. Am letzten Tag bestieg ich einen kleinen Bus und durchquerte Städte, Felder und Täler, ringsum gesäumt von riesigen Plakatwänden mit der Ankündigung von Ausstellungen oder Auftritten, die große Plätze, Wassertürme oder ehemalige Kraftwerke überragten, vor denen sich lange Schlangen von Zuschauern und Touristen bildeten. Gigantische Ventilatoren rotierten in der Luft. Jemand erklärte mir, dass man das Windkrafträder nannte. Schließlich kam ich ganz im Westen an, am Ende dieses Kontinents. Das Schild

wies den Namen des Ortes aus, der mir als Bestimmungsort genannt worden war: Spiegelinsel. Ein lokaler Beamter (der genauso gekleidet war wie die Leute in jenem hohen Gebäude) erwartete mich bereits, zusammen mit anderen Ankommenden. Ich stieg aus und zeigte meine Papiere vor („Spiegelinsel“ war das einzige Wort darauf, das ich lesen konnte, und das war auch die wichtigste Information), stieg in einen Wagen ein und nahm wieder einen neuen Weg, der hinaus aus der Stadt führte, über eine Brücke bis zu einer Insel in einem inmitten von Wäldern gelegenen See.

Endlich war ich auf der Spiegelinsel angekommen. Meinem Bestimmungsort.

Das herrliche rote Licht der untergehenden Sonne warf ein perfektes Spiegelbild der Insel in den See, das ihrem Namen alle Ehre machte. Mein Blick wandte sich ab vom farbenprächtig leuchtenden See zu dem in trübe Stille gehüllten Ufer. Die plötzliche Stille, die nur vom Singen der Vögel unterbrochen wurde, war ungewohnt. Auf einer Bank am Ufer saßen ein paar alte Leute und betrachteten den See. Nichts anderes schien ihres Blickes würdig. Unwillkürlich blieb ich stehen und wandte meine Augen noch einmal der Weite des Wassers zu. Nur meine Erschöpfung und meine Schmerzen hielten mich davon ab, die spiegelnde Oberfläche des Sees als die reale Welt zu betrachten. Ich ging an den alten Leuten vorbei und schloss mich wieder den anderen an. Auf einer Wiese im Wald tauchte ein rundes weißes Gebäude auf. Ich bildete das Schlusslicht der Gruppe, die einem von üppigem Grün bewachsenen Durchgang hinauf zum Tor des Gebäudes folgte. Der Wind spielte mit den blauen Blüten, die den

Durchgang überwucherten. Später lernte ich den Namen dieser Blüten: Blauregen. Das war das hiesige Wort dafür.

Mich nannten sie I6-0.

Die gesamte Spiegelinsel fungierte als Altersheim. Es gab jede Menge Arbeiter und Aufseher, die so wie ich innerhalb der vergangenen beiden Jahre hier angekommen waren. Wir hatten die hiesige Sprache noch nicht gelernt und mussten dennoch gleich an die Arbeit. Zum Lernen der Sprache blieb gar keine Zeit. Täglich kamen alte Leute an, ihre Zahl überstieg die Zahl der unseren bei weitem. Jeder hatte irgendein Gebrechen und wir hatten viel Arbeit. Es hieß, auf dem neuen Kontinent gäbe es nur Alte oder Menschen, die im Altwerden begriffen seien. Aus diesem Grund seien wir jungen Leute hergeschickt worden – sie bedürften unserer Hilfe und seien froh über unsere Anwesenheit.

Ich war mir da nicht so sicher. Meine Weggenossen erinnerten sich so wenig wie ich an das, was vor unserem Weggang geschehen war. Sie wussten auch nicht mehr.

Ich wusste nur, dass ich hier auf der Suche nach meinem Vater war.

Man brachte mir ein paar einfache Begriffe bei: Setzen, gehen, schlafen, essen, bitte, Entschuldigung, Guten Tag ... so etwas.

Ich nahm unverzüglich die Arbeit auf. Dabei kam ich ohne Sprache aus, denn ich arbeitete hauptsächlich im Garten, be-

schnitt Blühpflanzen und Hecken und beseitigte Ungeziefer, werkelte umgeben von lauter stummen Lebewesen vor mich hin. Im Sommer wachsen die Pflanzen schnell und der Wald schien täglich dichter zu werden. Doch es gab zu wenig Platz auf der Insel und neuer Wohnraum wurde nur langsam geschaffen. Mit jedem für den Wohnungsbau gerodeten Stück Wald nahm man den alten Menschen ein Stück Lebensraum ... Eingehende Studien beschäftigten sich mit dem Für und Wider und schließlich ließ man die Alten darüber abstimmen, um sich ihr Einverständnis zu holen. Oft war das Ergebnis solcher Abstimmung ablehnend, denn die Alten waren selbst den geringsten Neuerungen gegenüber skeptisch. Solange sich alles innerhalb der gewohnten Bahnen bewegte, waren sie zufrieden. Mir konnte es egal sein, meinesgleichen hatte ohnehin kein Abstimmungsrecht.

Ich gewöhnte mich sehr schnell daran, meine Tage inmitten von Bächen, Springbrunnen, Blumenbeeten und Rasenflächen zu verbringen, an den stillen Glanz der Sonnenstrahlen, der hier immer nur ganz langsam versiegte. Nur in meinen Träumen kehrte ich immer wieder auf den Weg hierher zurück, verirrte mich oder näherte mich einem Bestimmungsort, dessen Namen ich nicht mehr wusste. In der ersten Woche besichtigte ich den hiesigen Mini-Zoo. Es hieß, er gehöre zu den ersten Projekten, die die Alten zu Anfang der Besiedlung der Insel angestoßen hatten. Damit sich die Kinder ihrer Angehörigen über den Kontakt mit anderen Lebewesen freuen, sagten sie. Doch augenblicklich war die Zahl der Besucher von außerhalb gering, sie schienen sogar immer weniger zu werden. Nur Vögel kamen in Scharen, sie zwitscherten von früh bis spät. Obwohl sich die Alten über den frühmorgendli-

chen Lärm beklagten, hatte ich den Eindruck, dass sie den fröhlichen Gesang aus dem Himmel im Grunde sehr mochten.

Hier fehlte es an nichts. Wir aßen, was die Insel offerierte: Honig, Gemüse, Obst, Eier. Rinder und Schafe streunten frei über das Gelände und grasten, wo es ihnen beliebte. Selbst am Abend trieb sie niemand zurück in den Stall. Es gab auch alternde Pferde, die von ihren Besitzern aufgegeben worden waren und zum Sterben hierhergebracht wurden. Die Alten aßen so gut wie nie Fleisch, denn sie brachten es nicht über das Herz, die Rinder und Schafe schlachten zu lassen. Doch wir Arbeiter mochten Fleisch und durften einmal pro Woche welches essen. Diese Rate war ebenfalls per Abstimmung festgelegt worden. Soweit ich hörte, war es den Alten ziemlich schwergefallen, zwischen unserem Fleischbedürfnis und ihrer Tierliebe abzuwägen.

Ich verbrachte auch eine Woche im Gemüsegewächshaus, wo die Setzlinge im Licht der abwechselnd rot und blau leuchtenden Energiesparlampen im Nu aufschossen. Angeblich war das künstliche Licht in diesen beiden Farben viel besser für die Pflanzen als Sonnenlicht und auch der Geschmack ungleich besser. Dann wurde ich zum Narzissen- und Schneeglöckchenbeet versetzt, das zum Projekt eines Pharmaherstellers gehörte. Bestimmte, aus diesen Pflanzen gewonnene Substanzen könnten Demenz im Frühstadium heilen, hieß es. Diese Krankheit war hier weit verbreitet.

Sämtliche Abwässer und Abfälle wurden hier sorgfältig getrennt und einem komplexen Recycling- oder Klärprozess zu-

geführt. Reinlichkeit und Ordnung hatten oberste Priorität und die Insel wurde mit den passenden Mitteln perfekt instandgehalten. Selbst die Wildheit der Natur war perfekt geplant und per Abstimmung festgelegt worden. Allmählich begriff ich, dass die ganze Anlage der Insel in den vergangenen Jahren auf dem Votum der Alten beruhte, schließlich wurde alles von den Steuern finanziert, die sie ihr Leben lang bezahlt hatten. Mit der im Alter gewonnenen Freiheit durften sie mitbestimmen wie die Welt, in der sie lebten, aussehen sollte.

Davon profitierten auch wir. Wir konnten lernen, hatten immer wieder frei. Hin und wieder gab es Vorträge, Konzerte, Dichterlesungen, Ausstellungen, alle möglichen sozialen Aktivitäten. Es gab über hundert Klubs, Kochklubs, Studiengruppen zu alten Märchen und Sagen und dergleichen. Im nördlichsten Teil der Insel stand eine Kirche. Einmal ging ich zum Vortrag eines amerikanischen Psychologen. „Der Einfluss der Biodiversität auf die Emotionen des Großhirns“ war der Titel, so sagte man mir zumindest.

Wann immer ich konnte, nahm ich an solchen Veranstaltungen teil, obwohl ich kein Wort verstand. Ich mischte mich einfach unter das Publikum und versuchte herauszufinden, wer mein Vater sein könnte. Diesen Gedanken hatte ich immer im Hinterkopf. Auch wenn ich abends so müde war, dass mir im Wohnheim sofort die Augen zufielen, zwang ich mich wachzubleiben, um gründlich darüber nachzudenken. Aber mir fehlten die Anhaltspunkte. Selbst die Stimme, die ich unterwegs vernommen hatte, war nicht mehr da.

Wenig später traf ich bei einem Abendessen auf Herrn Jürgen. Jeder kannte Herrn Jürgen, er wohnte bereits seit über zehn Jahren in diesem Altersheim. Er stammte aus einer lokalen Familie von Schneidern. Seine Familie hatte die örtliche Bevölkerung schon seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs mit Kleidern ausgestattet. Herr Jürgen führte dieses Handwerk fort. Die alte Schneiderei existierte immer noch, in diesem Jahr feierte sie bereits ihr vierhundertjähriges Bestehen. Da niemand den Betrieb fortführen würde (Herr Jürgen hatte keine Nachkommen) war die Schneiderei inzwischen unter Denkmalschutz gestellt worden und fungierte als kleines Heimatmuseum. Anders als man es von einem Schneider erwarten würde, galt Herrn Jürgens eigentliche Liebe dem Schreiben von Gedichten. Sein bereits verstorbener Zwilingsbruder war ein leidenschaftlicher Maler gewesen. Die von den beiden Brüdern geteilte Liebe zur Kunst kam vonseiten der Mutter, die aus einer Künstlerfamilie stammte (auch die Mutter war hier geboren). Es hieß, dass er jahrzehntelang beim alljährlich veranstalteten Karneval (den es jetzt nicht mehr gab) auf die Bühne gebeten worden war, um seine Gedichte vorzutragen. Manchmal hatte er spontan ein paar Verse improvisiert. Vor etwa zwei Jahren hat dann seine allmähliche Erblindung eingesetzt.

Es war ihm gelungen, sich diese Liebe auch im Altersheim zu bewahren. Seitdem seine ehemaligen Mitstreiter auf der Bühne einer nach dem anderen verstorben waren, blieb er allein zurück. Seine Denkfähigkeit und seine Vitalität waren ungetrübt. Er lebte allein in einem zweistöckigen Gebäude im Lilienviertel - südlich des Narzissen-, des Veilchen- und Rosenviertels und wie sie alle hießen. Es war das schönste Vier-

tel, dort war jedes Haus durch ein Wäldchen von den anderen getrennt, es lag vollkommen ruhig und abgeschieden. Einmal tauschte ich absichtlich den mir zugeteilten Arbeitsplatz, um mir sein Haus anzusehen. Nachdem ich den Gartenzaun aus Bambus und die Bäume ringsum getrimmt hatte, hatte ich einen guten Blick auf das Haus. Neben dem Treppenaufgang blühte gerade ein Granatapfelbaum.

Ich richtete mein Augenmerk auf Herrn Jürgen. Sobald er im Speisesaal auftauchte, im Garten oder im Foyer, grüßten ihn alle freundlich: Guten Morgen, Herr Jürgen! Guten Appetit, Herr Jürgen! Er achtete stets darauf, wer ihn angesprochen hatte: Guten Appetit, Monika. Guten Tag, Herr Bayer. Sobald die Personen ihren eigenen Namen hörten, zogen sie sofort ihre Mundwinkel nach oben, als habe jemand seine Kameralinse auf sie gerichtet. Deshalb war er beliebt. Er half ihnen, sich selbst zu spüren, sich ihrer Persönlichkeit bewusst zu werden. Und er wusste, dass Menschen das mögen. Immer blieb er für einen Moment stehen, ganz der Schauspieler, der von der Bühne abgeht, und lächelte sein Gegenüber an. Erst dann suchte der großgewachsene Mann einen freien Platz am Tisch.

Wie dem auch sei - ich hatte bislang noch nie ein Wort mit Herrn Jürgen gewechselt. Es war mir unangenehm, ihn meiner gebrochenen, unbeholfenen Sprache auszusetzen, das wäre mir einem Dichter gegenüber allzu unhöflich vorgekommen. Ich wollte zunächst lieber alles lassen, wie es war, besser, er wusste gar nichts von meiner Existenz. Ich wartete auf den Tag, an dem ich ihm gegenübertreten und ihm sagen

könnte, dass ich seine Tochter sei. Wirklich, ich war überzeugt, in Herrn Jürgen meinen Vater gefunden zu haben.

Mit ganzer Kraft widmete ich mich dem Studium der hiesigen Sprache. Der Sprache von Herrn Jürgen.



Alle zwei Wochen kamen sämtliche Arbeiter zusammen, um im Theater die letzten Stunden des ausklingenden Wochenendes miteinander zu verbringen. Wir trafen uns in einer Art ausrangiertem Turm, der zu einem modernen Gebäude saniert worden war (wieder erinnerte ich mich an den Weg hierher, auf dem ich in einer großen Stadt im Osten die frisch renovierten ehemaligen Industriegebäude gesehen hatte). Man ging durch einen schweren Vorhang und stieg ins Dunkel des Saals hinab, wo auf den unteren Treppenstufen matratzengroße Kissen verteilt waren. Ich fand ein freies und streckte mich wie die anderen behaglich darauf aus. Richtete man den Blick nach oben, sah man drei Leinwände, die wie ein Himmel an der Turmdecke aufgespannt waren, eine davon direkt mir gegenüber. Die drei Großleinwände bildeten ein Triptychon, jede hing jeweils über einem anderen Teil des Publikums. Sie blinkten in synchronisierten Lichtfolgen, an-aus-an-aus, wie menschengemachte Satelliten, die Signale aussendeten.

Von der Verwaltungsseite wurden diese fixen Treffen als „Immersives Lernen“ oder „Rekreationstherapie“ bezeichnet. Mir sagte das nichts. Das gebe es in allen Altersheimen, hieß es. Meistens waren es wissenschaftliche Dokumentarfilme über die hiesige Kunst, Geschichte, Kultur und Naturwissenschaft. Jeder musste teilnehmen und am Eingang seine Karte durchziehen. Drinnen herrschte Stille und Unterhaltungen waren verboten. Nach Beginn der Vorstellung kümmerte sich niemand mehr um uns, ob man zusah oder nicht interessierte niemanden. Die zehn- bis fünfzehn Minuten langen Doku-

mentationen wurden nur von sanften Klängen begleitet, die von allen Seiten kamen, einen Sprecher gab es nicht. Lichtstrahlen von unterschiedlichen Farben und Temperaturen glitten über die Treppenstufen und imitierten den Wechsel der Jahreszeiten. Den ganzen Nachmittag über schienen wir in diesem trägen und friedlichen Ambiente durch den Nachthimmel zu treiben, bis wir irgendwann in tiefen Schlaf fielen, aus dem wir am Ende bestens erholt erwachten. Noch im Schlaf spürte ich den Wechsel des Lichts auf den Bildschirmen, die Klänge und Farben durchdrangen meinen Körper. Es war, als wäre ich unter Wasser und sähe die verzerrten Umrisse von Dingen an der Oberfläche.

Eines Abends gab es ein anderes Programm, der Titel erschien in weißer Schrift auf schwarzem Hintergrund: Alpen. Die Schrift verblasste, ein glänzender Globus erschien und das Bild zoomte auf den südlichsten Teil des Kontinents, auf dem wir uns befanden. Die Welt war menschenleer (ein kühles, silbriges Licht streifte mich). Ein Stück Land tauchte inmitten des Ozeans auf und driftete auf ein anderes Stück Land nördlich davon zu (Meeresgeräusche). Ohne anzuhalten driftete es weiter, langsam, aber sicher stieß es gegen das andere Stück Land und drückte dagegen an (die Begleittöne wurden schrill, das Meer toste, die Wellen schlugen gegen die Klippen). Die beiden Kontinente pressten mit Gewalt gegeneinander (gleichzeitig begann auch ich, Druck zu spüren, ich hatte nicht bemerkt, dass jetzt jemand neben mir saß), Gebirge begannen sich aufzufalten, nahmen Form an. Jetzt führte das Bild in das Innere der Kontinentalplatte, wo weiche Erde zu einer Art Kartoffelbrei zerrieben wurde. Dieser Abschnitt dauerte ziemlich lange (während dieses Teils der Projektion

wurde der Ton immer schriller, ich bekam Kopfweg davon und wandte meinen Blick immer wieder von den Bildern ab). Dann gefror das Meer und wurde von einer glitzernden Eisschicht bedeckt (es wurde kalt im Saal, als säßen die Zuschauer in einer Eishöhle). Nach einer Weile stieg die Temperatur wieder auf tropische Grade (auf die Zuschauer fiel ein gleißendes Sommerlicht, uns rann Schweiß über die Haut und die Hitze steigerte sich ins Unerträgliche). Dann nahm die Hitze ab, die Eisschicht fiel nach unten (auch ich hatte das Gefühl zu fallen, unter meinen Füßen war nichts, doch ich konnte meinen Körper nicht bewegen), die Gipfel der Berge fielen herunter (sie kullerten auf mich zu), bis der höchste Fels ganz allein dastand und sein eisiges Gesicht zeigte (das Atmen fiel mir schwer). Ich hatte das Gefühl, ohnmächtig zu werden, als ich sah, wie sich eine lange Reihe von Bergen erhob und die Kontinente sich verbanden. Dann war es vorbei. Ich reckte den Kopf und hoffte, dass dieser Albtraum endgültig vorüber war. Es war offenbar nicht nur für mich schwer zu ertragen gewesen. Ringsum wanden sich alle in der Dunkelheit auf ihren weichen Kissen und hatten Mühe aufzustehen, als wären sie betrunken. Es gelang ihnen nicht. Einige übergaben sich. Panik breitete sich aus, denn dieses grauenhafte Gefühl wollte nicht einfach so verschwinden wie die Bilder der Vorführung. Schon folgte der nächste Film und der Schmerz wurde noch heftiger. Einige rannten zu den Ausgängen und hämmerten gegen die Tür, als das keinen Erfolg hatte, stürmten sie gegen die Türen an. Ich blieb liegen, sah die neuen Bilder und fiel unmittelbar in einen Traum. Es waren Bilder, wie ich sie noch nie gesehen hatte: Ein paar Hände rüttelten am Schloss eines schwarzen Kästchens. Das waren meine Hände, jedoch waren es Kinderhände. Mit den Augen dieses Kindes -

also mit meinen Augen - sah ich die Verzierungen auf dem Kästchen, feine Intarsien mit symmetrischen Pflanzen- und Blumenmustern breiteten sich dort im Wechsel mit graphischen Linien aus. Auf dem Deckel waren noch mehr zu Symbolen zusammengesetzte Linien. Das Kästchen hatte etwas Vertrautes. Ich zerbrach mir den Kopf, was es sein konnte. Doch ich konnte es einfach nicht öffnen. Die Tür ging auf und das Licht riss ein Loch ins Dunkel des Theaters. Die Leinwand wurde schwarz, die Lampen gingen an und der Albtraum löste sich im grellen Neonlicht auf.

Tags darauf traf ich J2-2. Er war vor mir angekommen. Erst vor Kurzem hatten wir uns angefreundet. Dabei hatte er mir erzählt, dass er auf der Suche nach seiner Mutter auf die Spiegelinsel gekommen war. Daher gestand ich ihm das mit meinem Vater. Wir stellten fest, dass wir beide nicht wussten, wie wir weitermachen sollten. Er hatte irgendwann aufgegeben. Ist vielleicht besser so, meinte er.

Wir sprachen auch über die Aufführung am Vortag. Ihm war dabei genauso unwohl zumute gewesen wie mir. Wie eine Hölle, sagte er. Hole?, fragte ich. Nein, kein Loch, Hölle, so wie auf Englisch hell. Wir mussten lachen. Die Alten hier sprachen unterschiedliche Sprachen, daher lernte jeder von uns etwas anderes. Aber ich habe ein ganz merkwürdiges Bild im Kopf gehabt, sagte J2-2, offenbar etwas, das ich längst vergessen hatte. Ich auch, sagte ich. Wir fanden das alles sehr merkwürdig. Was wir gesehen hatten, war sehr vage und nicht das gleiche. Viel mehr hatten wir einander nicht zu erzählen, also verabschiedeten wir uns und gingen zurück an die Arbeit.

Mein Sprachstudium (immer noch Herrn Jürgens Deutsch) machte Fortschritte, ich lernte schneller als andere und war gut im Lesen und Schreiben. Das schien mir immerhin zu liegen. Schon bald war ich in der Lage, in der Bibliothek selbstständig Bücher zu lesen. Die Bibliothek bestand hauptsächlich aus Bänden, die entweder Leute, die von hier weggezogen, dagelassen hatten, oder solchen, die die Alten mit hierhergebracht hatten. Daher gab es sehr viele Bücher doppelt und die meisten waren Wörterbücher, zweisprachige Ausgaben mit verschiedenen Sprachen des Kontinents. Leider fand ich kein Wörterbuch in meiner eigenen Sprache. Daneben gab es auch ein wenig Literatur. Ich fing bei den Kinderbüchern an, weil ihre Sprache leichter verständlich war. Eins davon hieß Das Nibelungenlied. Die Bücher auf den Regalen faszinierten mich und ich genoss es, zwischen den Reihen voller Schrift auf und ab zu gehen und die Titel und die Namen der Autoren auf den Buchrücken zu entziffern.

Am meisten interessierte mich natürlich immer noch Herr Jürgen. Ich wollte ihn so vieles fragen. Eifrig wälzte ich die Wörterbücher und verkettete einzelne Begriffe zu Sätzen, die ich in mein Notizbuch schrieb. Danach übte ich die richtige Aussprache von Sätzen wie: Haben Sie nicht vielleicht eine verlorene Tochter, Herr Jürgen? Wann wurde sie geboren (obwohl ich gar nicht wusste, wann ich selbst geboren war)? Ist sie vielleicht von dunkler Hautfarbe und hat dunkle Augen (anders als Sie selbst und eher so wie ich)? Haben Sie nicht schon nach Ihr gesucht? Nachts, wenn die Uhr im Altersheim langsamer ging und die Arbeit mich nicht mehr auf Trab hielt, tauchten diese Fragen auf und zogen noch mehr Fragen nach sich und danach folgte eine unerträgliche Pause, eine Leere.

Selbst nachdem ich endlich in den Schlaf geglitten war, ließ diese Leere mich zuweilen im Schlaf abheben und aufspringen. Am ganzen Körper zitternd wachte ich wieder auf.

Als der Sommer kam wurden die Tage länger. Jedes Zimmer, jede Aktivität, jeder einzelne begann sich nach dem eigenen Rhythmus zu bewegen, bis sich die Rhythmen einander wieder harmonisch anglich und alle im Einklang um dasselbe Zentrum kreisten. Niemand zerstörte diesen Einklang. Allmählich entwickelte sich zwischen uns und den Alten Symmetrie und Harmonie: Kamen wir irgendwo an, gingen sie gerade weg. Wir waren jung und hatten vergessen, was hinter uns lag, sie strebten auf das unausweichliche Ende zu. Die Zeit wurde Teil des eigenen Körpers. „Die Zeit wurde Teil des eigenen Körpers.“ Seltsam, meine eigene Art zu reden hatte sich schon so verändert, dass ich klang wie sie.

Nur die Beerdigungen unterbrachen dieses Zeitgefühl. An einem solchen Tag standen alle Aktivitäten still. Sogar die Kirche, die sonst niemand aufsuchte, wurde wieder benutzt. Gleich bei der ersten Beerdigung fiel mir auf, dass sie ganz anders war, als ich mir vorgestellt hatte. Nach dem Gottesdienst wurden alle Teilnehmer in den Wald geführt, eine Art Rückkehr in den Schoß der Natur. Die ganze Zeremonie glich einem Ausflug, begleitet von Vogelzwitschern, Blumenduft, dem Rauschen der Quellen und den Sonnenstrahlen, die sich ihren Weg durch den Wald bahnten. Häufig taten sich Künstlergruppen der Insel mit sozialen Gruppen des Altersheims zusammen, um dem Verstorbenen eine Reminiszenz zu erweisen, in Form einer Installation, eines Gedichtvortrags oder sogar einer kleinen Theateraufführung, die jeweils den Ab-

schluss der Trauerfeier bildeten. Die Alten engagierten sich sehr für diese Aufführungen und natürlich war Herr Jürgen stets ein verlässlicher Vortragender. Danach verbrachten die Alten manchmal den ganzen Abend damit, über die Abschlussveranstaltung der Trauerfeier zu diskutieren, über die Atmosphäre, die Reaktionen des Publikums. Dann wurde beraten, was man beim nächsten Mal besser machen könnte und am Ende, das gehörte zum Ritual, widmete man den Aufführenden noch ein paar Worte darüber, inwiefern ihre Werke die Anwesenden bereichert hatten.

Obwohl ich an Beerdigungen den ganzen Tag nicht arbeiten musste, war ich danach immer deprimiert. Eines Tages verstand ich auch, warum: Ich fürchtete immerzu, dass die Reihe bald an Herrn Jürgen sein würde. Und ich wusste doch noch immer nicht, woran ich war. Dann hatte ich folgenden Traum: Noch einmal bereiste ich den Weg, den ich hierher genommen hatte. Kurz vor dem Ziel war ich völlig erschöpft und suchte in einer kleinen Gasse ein Haus. Dann sah ich es. Es sah nicht aus wie das kleine Haus mit Garten von Herrn Jürgen, sondern ziemlich gewöhnlich und etwas heruntergekommen, doch es kam mir vertraut vor. Ich versuchte mich ihm zu nähern, doch nachdem ich um mehrere Ecken gebogen war, stand ich am Ende nur vor einer hohen Spiegelwand.

Am Kopfende meines Bettes türmten sich die Bücher aus der Bibliothek. Inzwischen las ich schon etwas anspruchsvollere Bücher, Literatur, Philosophie, Geschichte. Auch für Geographie interessierte ich mich sehr. Doch wie ich endlich Herrn Jürgen auf mich aufmerksam machen könnte, wusste ich im-

mer noch nicht. Es war, als wartete ich auf ein Zeichen, einen Anfang. Im Kopf hörte ich ihre Stimmen. Wenn ich den Kopf hob, sah ich die krumme Linie auf der Wand. Das war der Weg, auf dem ich hierhergekommen war. Ich verglich ihn mit der Landkarte im Atlas und zeichnete ihn noch einmal neu auf. Dabei erinnerte ich mich mehr und mehr an alles, was sich unterwegs zugetragen hatte, Geschichten, die man sich in diesem Altersheim nicht vorstellen konnte, die nichts mit Herrn Jürgens Leben zu tun hatten. Ich fürchtete mich davor, Herrn Jürgen und diese Geschichten zusammenzubringen.

Zufällig stieß ich im Archiv der Bibliothek auf neue Erkenntnisse über die Spiegelinsel. Die Annalen des Altersheims lagen offen auf einem hohen Podest gleich am Eingang zum Archiv. Es war ein handgefertigtes, in Schafsfleder gebundenes Buch, in dem die Besucher gern blätterten. Auf der aufgeschlagenen Seite stand ein Eintrag vom Juni vergangenen Jahres, dem ein großes, farbiges Gruppenfoto vorangestellt war. Die alten Leute in der Mitte hielten Blumensträuße in den Händen und blinzelten gegen das grelle Sonnenlicht. Unter dem Bild stand: Zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Rentnervereins.

Diese Annalen lagen schon immer an der gleichen Stelle am Eingang zum Archiv, aber bislang war mir ihr Inhalt verschlossen geblieben. Jetzt konnte ich alles verstehen. Ich blätterte einige Seiten zurück und las:

Teil I

Die historischen Hintergründe der Geschichte des Altersheims (Hauptsitz Spiegelinsel) ab 2030

Einleitung

Der Anteil von alten Menschen an der Gesamtbevölkerung hatte zum ersten Mal zwei Drittel überschritten. Ein aus Senioren bestehendes Bauherrenteam sah sich die Spiegelinsel an und erkor sie zum Hauptsitz der Altersheime innerhalb der Landesgrenzen.

Die Automatisierung setzte ein. Roboter und Künstliche Intelligenzen sorgten für industrielle Produktoptimierung. 83 Prozent der unter Vierzigjährigen wanderten aus oder blieben arbeitslos.

Die Alten des ganzen Landes brachten Roboter als Betreuer mit und am Ende des Jahres war das komplette Servicepersonal des Altersheims automatisiert.

Der Bankrott der Akmann Gruppe läutete das Ende der Automatisierung ein. Auch die zugehörigen Firmen mussten nach und nach schließen und die landesweite Produktion von Robotern kam zum Erliegen.

Die dritte Welle des globalen Vormarschs der Künstlichen Intelligenz setzte ein und der lange Marsch der Zusammenarbeit von Mensch und Roboter schritt parallel zum technischen Fortschritt voran.

Die Bevölkerungsabnahme der unter Dreißigjährigen erreichte ein historisches Tief.

Sämtliche Altersheime wurden umgestaltet.

Das staatliche Projekt „Neuer Kontinent“ löste die dritte Flüchtlingswelle aus.

Den Altersheimen kam eine Vorreiterrolle für die Umsetzung des Plans „Neuer Kontinent“ zu.

Der Hauptsitz der Altersheime auf der Spiegelinsel und seine Zweigstellen unterstützen den Plan „Neuer Kontinent“ tatkräftig.

Die Altersheime wurden zur größten Produktionsstätte der westlichen Hemisphäre.

Am Ausgang der Bibliothek traf ich J2-2. Er erzählte mir, dass am Sonntag noch einmal der Film Alpen gezeigt werde. Man sei der Meinung, unsere befremdliche Reaktion sei allein auf eine „Vorführpanne“ zurückzuführen, deshalb würden sie es noch einmal versuchen, um die Ursache für unser Verhalten herauszufinden. J2-2 wollte sich in der Bibliothek Material über die Alpen ansehen. Er habe das Gefühl, dieser Film sei etwas Besonderes, sagte er. Seit der Vorführung träume er jede Nacht sehr intensiv, es komme ihm vor, als schlafe er gar nicht, sondern führe das Leben eines anderen. Dieser andere sei immer er selbst, und doch ein Fremder. Was ich einfach nicht verstehe, sagte J2-2, ist, dass ich mich nach dem Aufwachen minutiös an alles erinnere, aber nur verschwommen wie Schrift auf Papier, das in Wasser eingeweicht wurde, oder als ob ich im Traum extrem kurzsichtig gewesen bin. J2-2 zeigte mir das Buch, das er ausgeliehen hatte. Auf der Titelseite prangte das Bild jenes Gipfels aus dem Film. Das ist das Matterhorn, sagte er. Dieser riesige Fels habe ursprünglich zu Afrika gehört, dann habe er das Meer überquert und sei hier - er stampfte mit den Füßen auf - wieder aufgetaucht. Ich verstehe, sagte ich.

Wir verabschiedeten uns und gingen unserer Wege. Nicht weit von mir stand ein Rollstuhl, auf dem eine alte Frau in der Sonne saß. Sie fiel mir auf, weil sie mich über die Distanz hinweg unentwegt anstarrte, als würde sie sich kein bisschen um die hier sonst so streng beachteten Benimmregeln scheren (ich selbst beachtete sie stets). Als ich an ihr vorübergehen wollte, streckte sie plötzlich den Arm aus und packte mich am Handgelenk. Ich musste wohl oder übel stehenbleiben und begegnete ihrem Blick. Sie lächelte. Es war ein Lächeln, das die Kluft zwischen zwei Fremden überbrückte. Du hast viel durchgemacht, mein Kind, sagte sie zu mir in einem vertraulichen Tonfall. Süß bist du. So ein hübscher Mund. Sie sollten dich besser behandeln. Ich lächelte nur dämlich und wusste nicht, was ich erwidern sollte. Eine Betreuerin kam angerannt, sie wirkte ganz aufgelöst, übernahm jedoch schnell wieder das Regiment über den Rollstuhl und die Frau. Tut mir leid, sie ist ein bisschen wirr, stieß die Betreuerin aus. Alzheimer. Die Betreuerin zeigt auf ihren eigenen Kopf. Das letzte Wort hatte sie mir im Vorbeigehen ins Ohr geflüstert, damit die alte Frau sie nicht hören konnte.

In jener Nacht begann die alte Frau in meinen Träumen aufzutauchen. Sie sagte dasselbe zu mir wie am Tag: Du hast viel durchgemacht, mein Kind. Dieser Satz ließ mich im Traum erzittern. Ich drehte mich um, hinter mir lag ein Flammenmeer und mittendrin stand ein blendender Spiegel. Ich musste hingehen, um in den Spiegel zu sehen und erblickte darin mein Gesicht, es war das Gesicht der alten Frau. Ringsum war alles verbrannt und still, nur Flammen und Eis. Am Boden knisterte eine Art Elektrokabel. Breit wie ein Fluss mäanderte es über den Boden. Ich folgte ihm, es brannte und peitschte

die Erde, flap-flap-flap. Die Erde brach auf, unter mir brach ein Riesenstück heraus und trieb mit mir auf dem Meer davon. (Tonlos) sagte es zu mir: Ich komme aus vorgeschichtlicher Zeit. Es war breiter als ich blicken konnte, aber ich wusste, dass es sich bewegte. Im nächsten Moment, vielleicht auch erst sehr viel später (im Traum existiert keine Zeit), stieß es wie im Film gegen den anderen Kontinent und verschmolz mit ihm. Ich fand mich auf dem Gipfel des Berges wieder. Ich stieg hinab (als würde ich von Bord gehen) und auf den Kontinent, der vor mir lag. Ich erkannte die kleine Gasse aus meinem anderen Traum wieder, das schlichte Haus. Wieder stand ich davor. An der Tür hing ein goldglänzendes Messingschild. Ich wusste sofort, dass darauf eine Wahrheit zu lesen war, vielleicht sogar die Wahrheit über mich. Doch ich konnte es nicht klar erkennen - kaum, dass ich im Traum den anderen Kontinent betreten hatte, wurde meine Sicht getrübt. Mit diesem Gedanken wachte ich auf. Ich hatte einen Krampf im Bein. In der ganzen Anlage hallten die lauten Rufe des Pfaus aus dem Zoo wider.

Kurz vor Dienstschluss am Freitag wurde ich zur Verwalterin der Personalabteilung gerufen. Ihr Name war Frau Jolanthe. Ich stand vor ihrem Schreibtisch und wartete auf sie. Vor der Terrassentür lagen die Blumenrabatten des Hauptgebäudes mit der Statue eines tapferen Helden, der gegen einen Drachen kämpft. Der tapfere Held kniete auf einem Knie und hielt ein mit Mistelzweigen dekoriertes Spiegelschild vor sich. Sein Feind, der feuerspeiende Drache, war durch den Blick auf sein eigenes Spiegelbild bezwungen worden. In dieser Darstellung war er mitsamt seinen Flügeln schon halb zu Staub zerfallen. Es handelte sich um eine Darstellung der Sage um

die Entstehung der Spiegelinsel: Der tapfere Ritter, der mithilfe eines Spiegels die Stadt vor dem Drachen beschützte.

Die Skulptur ließ mich wieder an meinen Traum aus der Nacht zuvor denken. Ich war ganz in Gedanken versunken, als Frau Jolanthe erschien. Ich sagte höflich Guten Tag, in ihrer Sprache. Ihrem Lächeln nach zu urteilen, mochte sie mich. Sie sagte mir, sie hätten festgestellt, welche großen Fortschritte meine Sprachkenntnisse gemacht hätten. Da es gegenwärtig an Personal mangle (in diesem Monat waren fünfundvierzig neue Senioren dazugekommen), würde ich von der Arbeit im Garten befreit und zu einer persönlichen Betreuerin befördert. Wir möchten Sie Herrn Jürgen zuteilen. Nächste Woche fangen Sie an, sagte Frau Jolanthe. Sie werden in sein Haus umziehen, wo Sie Ihr eigenes Zimmer haben. Hier hielt sie inne und fuhr in einem freundlichen Plauderton fort. Sie kennen doch Herrn Jürgen, nicht wahr? Bestimmt kennen Sie ihn, jeder kennt ihn. Er ist in jeder Hinsicht ein sturer alter Mann, immer hat er sich geweigert, eine persönliche Betreuung anzunehmen. Nicht einmal, wenn ich ganz blind würde, hat er gesagt. Natürlich hatte er bislang eine Tagesbetreuung. Aber wissen Sie, nächsten Monat wird er neunzig Jahre alt. Nach unseren Richtlinien steht einem Neunzigjährigen zumindest ein persönlicher Betreuer zu. Sie verfügen über ausgezeichnete Sprachkenntnisse. Ihre Lernfortschritte sind enorm, 16-0. Sie wissen sicher, dass Herr Jürgen ein Dichter ist und sehr viel Wert auf Sprache legt. Ich denke, dass Sie gut zu ihm passen. Das ist alles, was ich Ihnen sagen wollte. Ich hoffe, dass Sie sich über diese Entscheidung freuen. Wir wünschen Ihnen alles Gute für Ihre neue Aufgabe. Have a nice day.

Nachdem ich Frau Jolantes Büro verlassen hatte, saß ich lange auf der Bank am See. Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass das wahr war. Die Wiesen verschwammen vor meinen tränenfeuchten Augen. Ich hatte es geschafft. Ein Wunder. Ich gewann Boden unter den Füßen und gleichzeitig ließ mich ein wärmendes Gefühl abheben. Es war Dankbarkeit, glaubte ich.

Am darauffolgenden Sonntag nahm ich frei, um umzuziehen, und ging mir nicht noch einmal Alpen ansehen. Gegen Abend kam ich an das Tor zu Herrn Jürgens Vorgarten (der Berggranatapfel war schon verblüht, jetzt dominierten Wildrosenbüsche die Blumenbeete). Herr Jürgen hieß mich an der Eingangstür willkommen. Guten Tag, Herr Jürgen, ich bin I6-0. Das war der erste Satz, den ich zu meinem Vater sagte. Zum Glück konnte Herr Jürgen nicht sehen, dass ich dabei ganz rot wurde. Mit Mühe unterdrückte ich das Beben in meiner Stimme.



Endlich war ich in das Haus meines Vaters gezogen. Ich hoffte, dass es bald mein Zuhause werden würde.

Das Saubermachen war ein guter Vorwand, um mich überall genau umzusehen und das Haus kennenzulernen. Ich war gespannt, ob nicht irgendwo ein Bild von mir hing oder irgend- ein Hinweis auf mich. Aber da war nichts. Es hingen überhaupt keine Fotos in den Zimmern. Vielleicht hielt man es seit seiner Erblindung für unpassend, die Wände mit Bildern zu schmücken und sie wurden irgendwo aufbewahrt oder waren weggeworfen worden. Aber als er mir die Tür aufgemacht hatte und mich in sein Wohnzimmer bat, waren dort zu meiner Überraschung alle Wände voller wertvoller Bücher.

Sein Wohnzimmer war ausgesprochen elegant eingerichtet, Teppiche, ein Sofa, mehrere Lehnstühle in schlichtem Design, ein kleiner Teetisch mit Blumen darauf, daneben eine Standlampe. Mir wurde gesagt, dass Sie gerne lesen, sagte Vater. Sie können gerne meine Bücher ausleihen. Falls Sie auch an meinen Werken Interesse haben sollten - er fasste mich sanft, aber entschlossen am Arm und führte mich in die linke Ecke der Regalwände -, die stehen hier. In meiner Stirnhöhe, die seiner Nasenhöhe entsprach, las ich auf den Buchrücken seinen Namen.

Ich war noch nicht dazu gekommen, mir Vaters Werke anzusehen und schon brachte er mich selbst zu ihnen. Ein Glück. Allmählich entwickelten wir ein allabendliches Wohnzimmer-

ritual. Er las seine Gedichte vor – besser gesagt, er deklamierte sie – und ich war sein Publikum.

Er kannte fast alle seine Werke auswendig. Sein Gedächtnis war beeindruckend. Manchmal nahm ich eine der Anthologien seiner Gedichte zur Hand (alle waren im vergangenen Jahrhundert im Verlag der Spiegelinsel erschienen) und las das Gedicht, das er gerade vortrug, mit. Aus seiner Stimme hörte man den Klang des lokalen Dialekts heraus, es war eine ganz eigene Stimme. Statt mich auf den Inhalt der Gedichte zu konzentrieren, stellte ich mir vor, was diese Stimme über sein Verhältnis zu mir sagte. Was er wohl über mich dachte? Manchmal gab ich einen freundlichen Kommentar zu seinem Vortrag ab, damit er sich freute. Vier Wochen waren vergangen, als er zu mir sagte, dass er nun mit sämtlichen Werken durch sei und fragte, ob ich etwas dagegen hätte, wenn wir wieder von vorn anfangen. Ich hatte natürlich nichts einzuwenden. Offenbar genoss er es. Wahrscheinlich war es das einzige, was er genießen konnte. Manchmal ging er auch zu Lesungen im Salon des Seniorenklubs, doch von den alten Leuten erhielt er keine besondere Resonanz auf seine Vorträge. Er konnte zwar nichts sehen, aber er konnte hören. Er hörte das Schweigen.

Ich war ein viel dankbareres Publikum und zudem die eifrigste Leserin der Werke meines Vaters. Ob mir das, was er schrieb, wirklich gefiel, konnte ich nicht sagen. Ich begann die Werke Lord Byrons zu lesen, was mir anfangs nicht leichtfiel, aber ich war Feuer und Flamme für seine Gedichte, die ich mit der Hand abschrieb und in meiner Tasche aufbewahrte, damit ich sie jederzeit lesen konnte, wenn meine Arbeit es

erlaubte. Als ich irgendwann dachte, dass ich viel zu dumm war, um etwas so Unübertreffliches wirklich schätzen zu können, hatte ich unbewusst schon den halben Don Juan abgeschrieben. Sein Glanz verblasste jedoch immer dann, wenn ich abends Vater lauschte. Dann ließ ich meinen Gedanken freien Lauf, dachte daran, was Vater mir von seinem Leben als Schneider erzählt hatte. Er hatte die körperlichen Eigenarten seiner Stammkunden genau gekannt, erlebt, wie sich ihre Form im Lauf der Zeit veränderte, wusste immer, aus welchem Anlass sie sich etwas Neues schneidern ließen. Die Menschen ändern sich nicht, sagte er, immer gibt es eine bestimmte Mode, der sie entsprechen möchten und die sich alle paar Jahre wiederholt. Je besser er seine Kunden kannte, so Vater, umso mehr herrschte zwischen ihnen ein stilles Einverständnis und sie waren stets zufrieden mit ihrer maßgeschneiderten Kleidung. Viele von denen, denen er zu Lebzeiten Kleider auf den Leib geschneidert hatte, gingen auch bei ihrer Beerdigung damit ins Grab. Mit über dreißig Jahren, als er bereits seit zehn Jahren erfolgreich seine Schneiderei geführt hatte, entdeckte er seine Liebe zur Dichtung. Vielleicht war das Dichten dem Schneidern gar nicht so unähnlich? Die Inspiration für das Dichten war ihm jedenfalls mit dem Schneidern gekommen. Er mochte die Ruhe, die ihm das Dichten brachte. Und er mochte es, seine frisch vollendeten Werke einem Publikum vorzutragen. Dabei achtete er genau auf den Gesichtsausdruck der Zuhörer, studierte ihr Lächeln, ihr Nicken, ihren Applaus. Er wollte, dass sich sein Publikum in diesen Gedichten wiederfand und damit wohlfühlte, so wie ein Kunde, der dankbar und zufrieden ein neues Kleidungsstück überstreift. Der Ausdruck in den Augen des Kunden täuschte nie. Dieser Moment war immer die größte Belohnung für

meine Arbeit, sagte Vater. Für jeden Freund und jeden Kunden, den er gern mochte, schrieb er Gedichte. Seine Lieblingsthemen waren „Mondnacht“, „Morgentau“, „Vergangenheit“, „Blumengarten“ (oder auch „Hofgarten“). Wenn einer seiner Freunde starb, schrieb er ihnen mit der Hand ein kunstvolles Epitaph, das er bei der Beerdigung neben den Kränzen aufstellte (ja, damit hatte er tatsächlich schon lange vor seinem Umzug ins Altersheim angefangen). Auf diese Weise waren bei zahlreichen Beerdigungen sowohl die von ihm gefertigten Kleidungsstücke als auch die von ihm verfassten Gedichte präsent und begleiteten den letzten Weg des Verstorbenen. All das war für ihn Ausdruck einer erhabenen Harmonie, zwischen ihm und dem Verstorbenen, zwischen den Menschen, sogar zwischen Mensch und Tod. Ein Gedicht ist wie eine Berührung, sagte er, es überwindet die Distanz. Und damit war es dem Schneidern tatsächlich sehr ähnlich, ergänzte ich in Gedanken. Aber ich sagte nichts.

Einmal fragte er mich nach einer seiner Wohnzimmerlesungen, ob ich den im Gedicht erwähnten Karsten Aengenheyster kannte. Ich verneinte. Kommst du denn nicht von hier? Er legte den Kopf schief, als wollte er mich prüfend ansehen. Ich sah mein Spiegelbild in seinen Pupillen. Nein, ich komme nicht von hier, sagte ich leise. Ich war verunsichert und fürchtete, er würde weiterfragen. Es gab so vieles, das ich ihm nicht erklären konnte.

Doch er sagte nur: Ach, das ist schade. Wenn du ihn und auch die anderen Menschen, von denen ich schreibe, kennen würdest wie ich, hättest du noch mehr Freude an meinen Gedichten.

Er redete mich immer mit I6-0 an. Nur einmal fragte er mich nach meinem richtigen Namen. Mein Schweigen machte ihn nachdenklich, aber zum Glück war es gerade Zeit für seinen Mittagsschlaf. Er vergaß seine Frage und ging sich ausruhen.

J2-2 rief mich an. Wir hatten uns lange nicht gesehen. Seitdem ich in den Lilienbezirk umgesiedelt war, hatte ich keinen meiner Kollegen mehr zu Gesicht bekommen.

Warum bist du neulich nicht ins Auditorium gekommen?, fragte er. Ich erzählte ihm von meiner neuen Situation. Gern hätte ich ihm gesagt, dass ich Herrn Jürgen für meinen Vater hielt, aber ich sagte nichts.

Wir haben etwas gelernt, sagte J2-2. Wir wissen jetzt, warum die Bilder uns damals so verstört haben. Gut, oder?

Ich merkte, dass mich sein Bericht wenig interessierte. Schon länger hatte ich nicht mehr unsere Sprache verwendet. Sie kam mir jetzt irgendwie abgenutzt vor, zu simpel und nicht geeignet, um komplexe Empfindungen auszudrücken. Ich lebte jetzt unter ihnen, lebte mit der Sprache meines Vaters. J2-2s Worte klangen für mich nach Kleinkindersprache, ich verstand sie nicht mehr. Ich bat ihn, langsamer zu sprechen.

Mit dem Film stimmte etwas nicht, erinnerst du dich? Sie haben nach der Ursache geforscht und es herausgefunden, wollten es uns aber nicht sagen. Einer von den Putzkräften hat es gesehen, ein Dokument, in dem das Ergebnis der Nachforschungen stand: Sie haben uns mit Ultraschalltherapie behandelt.

Ultraschalltherapie. Ul-tra-schall-the-ra-pie. Ich murmelte das Wort vor mich hin, jede Silbe peitschte hoch wie ein Wellenkamm und versetzte mir einen Stich.

Wir vermuteten, dass das etwas mit unseren Gehirnen zu tun hatte. Die Ausstrahlung löste bei uns Schmerzen aus, brachte aber auch viele Erinnerungen hoch. Der Schmerz hatte also sein Gutes, nicht wahr? Ich erinnere mich jetzt an so vieles, sagte J2-2. Er machte eine Pause und fuhr dann mit gesenkter Stimme fort: Wir haben die DVD gestohlen und wollen sie uns in der Kirche noch einmal ansehen. Dort ist kein Mensch. Kommst du auch?

Wann?, fragte ich.

Nächsten Samstag. Das ist der einzige Tag, an dem es geht. Bevor sie im Auditorium einen neuen Film zeigen, werden sie die DVDs nicht einsehen. Wir wollen es nur einmal gemeinsam anschauen, sagen alle, nur so weit, wie wir es ertragen, wie es der Schmerz zulässt, bis wir eine Antwort haben. Am Sonntagnachmittag legen wir die DVD dann heimlich wieder zurück.

Ich verstehe, sagte ich. Ich wartete, dass er weitersprach.

Aber mehr hatte er nicht zu sagen. Nach kurzem Schweigen fragte ich ihn: Erinnerst du dich an deine Mutter?

Ja. Sie ist im Krieg gestorben. Das ist schon lange her, wahrscheinlich als ich noch klein war. In meiner Heimat. Deshalb ist sie auch nicht hier.

Dann sagte ich es ihm. Ich habe meinen Vater gefunden.

Ohne seine Antwort abzuwarten fuhr ich fort: Wahrscheinlich komme ich nicht zur Kirche. Wartet jedenfalls nicht auf mich. Dann legte ich auf.

Neben unserem kleinen Ritual im Wohnzimmer hatte Vater nur wenige andere Dinge, die ihn interessierten. Zum Beispiel das Korrigieren der Grammatikfehler anderer Leute (also vor allem meiner Grammatikfehler), seine ärztlichen Routineuntersuchungen und die seiner Freunde (die stets positiv ausfielen), ob das Bettzeug so weich und flauschig war wie immer und ob alles im Haus an seinem angestammten Platz lag (er achtete peinlich genau darauf, dass ich nichts anfasste). Meine Aufgabe war, dafür zu sorgen, dass Vaters heile Welt nicht aus den Fugen geriet.

Und auch ich fühlte mich in diesem Haus zunehmend wohl. Die meiste Zeit kümmerte ich mich nicht darum, was außerhalb seiner vier Wände vor sich ging. Meine jetzige Arbeit war viel leichter als zuvor, sie fühlte sich für mich gar nicht wie Arbeit an. Nein, das war keine Arbeit. Ich war die anonyme Tochter, die sich um ihren Vater kümmerte. Ich nahm nicht einmal mehr Geld dafür. Das gehörte zu der Rolle einer „persönlichen Betreuerin“. Meine Belohnung bestand darin, dass ich so viel lesen konnte, wie ich wollte (und ich konnte Vaters schöne Ausgaben lesen, nicht die abgenutzten Bände aus der Leihbücherei), Kaffee trinken und mit Vater zusammen Musik hören. Nur, wenn ich angestrengt nachdachte, wurde mir bewusst, dass ich im Begriff war, meine niedrige Stellung, die nicht mehr als der eines Fußabtreters entsprach, zu verlassen,

dann erkannte ich, welch unbeschreibliches Glück ich hatte, in diesem Haus zu leben, im Lilienbezirk, auf dieser Insel, auf diesem neuen Kontinent. Das Ich, das den langen Weg auf meiner Zeichnung zurückgelegt hatte, war eine andere ... nur wer?

Mein Kopf versank wieder in dieser vertrauten Leere, er blieb dort wie festgenagelt. Ich erinnerte mich an J2-2s Worte am Telefon. Wenn ich nichts zu tun hatte, kamen sie wieder. Ich zögerte. Ich muss mir das mit nächstem Samstag noch einmal überlegen, sagte ich mir.

Die Hitze nahm zu. Eines Morgens, als ich mit Vater beim Frühstück saß, hörten wir im Radio plötzlich Berichte über Stromausfälle in den Städten im Osten. Am nächsten Tag wurde über weitere Stromausfälle berichtet. Ich wusste von meinen Kollegen, dass in zahlreichen anderen Altersheimen viele alte Leute Herzinfarkte oder Anfälle von Hitzekoma erlitten. Nach einigen Tagen berichtete das Radio auch über unser Altersheim. Es hieß, dass immer mehr Arbeiter das Altersheim aus unbekanntem Gründen verlassen würden. Wenig später wurde auch die Verwaltung der Spiegelinsel aktiv. Der Direktor ließ allen Abteilungen mitteilen, dass eine Anpassung der Wohnräume und Bettenkapazitäten notwendig geworden sei und die unterversorgten Alten aus dem Ostbezirk verlegt werden müssten.

Der Lilienbezirk veränderte sich. Unser Haus wurde umgebaut und Vater und ich sollten es uns nun mit vier weiteren Alten aus dem Ostbezirk und ihren Betreuern teilen. Vater war empört. Er schrieb ein Gesuch an die Direktion, im dem er anbot,

persönlich die notwendigen finanziellen Mittel bereitzustellen, um das Haus in seiner ursprünglichen Form zu behalten. Sein Gesuch wurde mit dem Hinweis abgelehnt, dass es sich bei dieser Umstellung weder um einen Erlass des Altersheims handelte noch um einen Erlass der ehemaligen Landesregierungen, sondern um das Gesetz des Kontinents, das in jedem Fall umgesetzt werden müsse.

Vater begann, unruhig zu schlafen. Er seufzte und ächzte und der Rücken tat ihm weh. Tagesüber verbrachte er viel Zeit in seiner Bibliothek. Das Haus war in seinen Augen immer sein eigenes gewesen. Er hatte sein ganzes Leben lang gearbeitet, Steuern und die Rentenversicherung gezahlt, um in seinen letzten Lebensjahren ein wenig vom Respekt und dem Wohlwollen seiner Mitmenschen zehren zu können. „Harmonie durch die Achtung vor dem Guten“ war sein Credo und sein Verständnis der Welt. Er ging davon aus, dass er mit einer feierlichen Beerdigungszeremonie in der Gruft seiner Familie beigesetzt werden würde, bei der andere, so wie er selbst es zu Lebzeiten getan hatte, ihm ein paar freundliche Zeilen widmeten, die ihn unvergessen machen würden. Und er wünschte sich, dass man auf seinem Grabstein einen seiner eigenen Verse einmeißelte: Sich allzeit nach besten Kräften dem Schönen widmen. Nur wenig fehlte noch, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen. Doch jetzt veränderte sich seine Welt noch zu Lebzeiten. Er verlor den Appetit und meine Versuche, ihn zu trösten, waren vergebens.

Ich hörte, wie er mit seiner Familie telefonierte. Es war das erste Mal. Er rief bei verschiedenen Familienmitgliedern an, doch immer sagte er dasselbe, klagte über den Verlust seines

Hauses, schimpfte auf das Land, auf die Regierung, wütete, seufzte und bat den Angerufenen schließlich, zur Spiegelinsel zu kommen, um alles aufzuzeichnen, die Zeit, die Orte. Am übernächsten Tag erschienen dann Herrn Jürgens Angehörige, genauer gesagt, die Kinder seines Zwillingbruders, sein Neffe und seine beiden Nichten und ihre Familien. Dreißig Personen drängten sich in unserem Wohnzimmer.

Sie hatten keinerlei Ähnlichkeit mit mir. Andererseits sahen sie einander auch nicht ähnlicher als ich ihnen. Alle gaben wenig Originelles von sich, äußerten die gleichen Ansichten, die ich schon unzählige Male vernommen hatte und schimpften unisono auf den erzwungenen Umbau des Hauses. Zuletzt sagte der jüngere Neffe, dass wohl nichts zu machen sei und alle stimmten ihm zu. Danach tranken sie Tee, den ich ihnen zusammen mit frischgebackenem Erdbeerkuchen servierte. Allmählich wurden sie fröhlicher und entspannten sich, und das Familientreffen wurde zu einer ausgelassenen Zusammenkunft. Außerhalb der Insel gebe es schon lange nicht mehr so gute, frische Produkte zu essen, sagten sie. Seine Nichte empfahl Herrn Jürgen, ein wenig nachsichtiger zu sein. Hier sei es immer noch viel besser als draußen, sagte sie. Du weißt gar nicht, wie es jetzt draußen ... ach. Vielleicht ist das alles ja nur vorübergehend und sobald sich der Ostbezirk erholt hat, kehren die Neuankömmlinge wieder in ihre eigenen Altersheime zurück.

Vater saß reglos in seinem Lehnstuhl, mit versunkenem Blick. Er saß allein in seiner schwarzen Welt, die Dunkelheit drängte heraus aus seinem Inneren, ohne zu wissen, wohin. Ihr blieb nichts übrig, als in ihm selbst anzuschwellen. Unruhig fuhr er

sich mit seinen großen Händen über die Knie, als tastete er nach passenden Worten. Doch er fand sie bis zum Ende der Zusammenkunft nicht. Sein Mund blieb verschlossen. Schließlich verfiel das ganze Wohnzimmer in Schweigen. Als die Kleinen anfangen zu weinen, war das für die Familien ein willkommener Anlass aufzubrechen.

Als er sich von seiner Familie - oder eher von seiner Sippe - verabschiedete, zog ein schmerzliches Lächeln über sein Gesicht. Ihm war klar gewesen, das merkte ich, dass es kein Zurück gab, er hatte sich einfach nur gewünscht, noch einmal mit seiner Familie zusammenzukommen. Aber das Treffen war anders ausgefallen, als er erhofft hatte. Motoren wurden angelassen, das Geräusch der davonfahrenden Autos versiegte und der Garten und das Haus lagen so still da wie zuvor. Vater sah erschöpft aus. Er stand mit zitterigen Beinen auf und verließ das Wohnzimmer. Er tastete nach den Schlüsseln in seiner Hosentasche und schloss die Bibliothek auf. Ich folgte ihm wortlos - wir kannten unsere stille Übereinkunft. Ich stellte das Radio an, aus dem die von Rauschen verzerrten Nachrichten drangen. Ich drehte den Regler weiter bis zum Musikkanal und setzte mich neben Vater. Die Musik Franz Schuberts erfüllte die Bibliothek. Ich spürte, wie erleichtert wir beide waren.

Er sah zerbrechlich aus. Am liebsten hätte ich ihn in den Arm genommen.

Aber das konnte ich nicht. Stattdessen fragte ich ihn sanft: Sie haben also nie eine eigene Familie gegründet und Kinder gehabt?

Doch, vor langer Zeit, war seine schlichte Antwort. Sie genügte, um mich erneut in helle Aufregung zu versetzen.

Ach, so ist das. Was ist denn passiert? Ich zwang mich, ganz ruhig zu klingen. Und machte mich auf die Geschichte gefasst, die mich betraf.

Leider fuhr er nicht fort. Ich hatte gedacht, dass er, nachdem seine Sippe abgereist war, gern jemandem sein Herz ausgeschüttet hätte. Mir. Letztendlich war er doch ein einsamer alter Mann. Aber ich hatte mich geirrt. Als er erneut den Mund aufmachte, war sein Ton merklich kühler. Er sagte, er wäre gern für eine Weile allein in der Bibliothek und bat mich, ihm eine Tasse Tee einzuschenken und mich um das Abendessen zu kümmern, obwohl es noch viel zu früh dafür war.

Am darauffolgenden Tag zogen, früher als erwartet, die vier anderen Alten bei uns ein. Um seine geliebte Bibliothek vor fremdem Zugriff zu bewahren, verlegte Vater vorsorglich sein Schlafzimmer dorthin. Sie wurde sein Nest, dort schlief er, aß er, lebte er. Bald nahm er seine tägliche Routine wieder auf, nur dass sein Aktionsradius ganz auf die Bibliothek beschränkt blieb. Gegen die eigene Verzweiflung wappnete er sich mit dem Kampfgeist der Alten: Ich werde sie alle überleben. Erneut widmete er seine ganze Aufmerksamkeit dem wöchentlichen Ergebnis der ärztlichen Untersuchung, der Qualität des Bettzeugs und den Grammatikfehlern seiner Mitmenschen. Auch unser kleines Rezitationsritual lebte wieder auf. Jetzt hatte er noch eine neue Aufgabe für mich: Da sich sein Lebensraum inzwischen ganz auf die Bibliothek beschränkte, sollte ich mich der Pflege seiner Bücher widmen.

Er unterwies mich darin, wie man diese wichtige Aufgabe professionell anging. Anschließend sollte ich einen Katalog mit den wertvollen Büchern anlegen, ein Vorhaben, das er schon vor Jahren in die Tat hatte umsetzen wollen.

Außerhalb des geregelten Lebens in der Bibliothek ging es im Haus immer chaotischer zu. Die Neuankömmlinge hatten das Haus schnell zu ihrem eigenen gemacht und führten sich auf, als würden sie hier schon immer leben. Dabei fehlte ihnen Vaters fürsorgliche Liebe zu diesem Ort. Vielleicht war es einfach der Stil der alten Leute aus dem Ostbezirk. Zum Glück bekam Vater davon gar nichts mit.

Vater fehlte die Energie, um sich mit den anderen Alten anzufreunden. Oder er hatte einfach keine Lust dazu. Er war jetzt völlig besessen davon, seine Bücher zu sortieren. Er ließ mich jeden einzelnen Band aus dem Regal nehmen und aufschlagen. Dann musste ich ihm den Buchtitel und sämtliche Details des Impressum nennen und beschreiben, in welchem Zustand sich das Buch befand. Danach musste ich es nach seinen Anweisungen pflegen. Das war ihm jetzt wichtiger als unser Rezitationsritual. Er hatte eine Kiste vor sich aufgebaut, in die ein ganzer Teetisch gepasst hätte. Sie war voller Werkzeuge zur Sanierung von Büchern und Werkausgaben, die in drei Lagen übereinandergestapelt waren, in jeder Lage waren sie der Größe nach von links nach rechts geordnet. Er hatte die Kiste vor langer Zeit einmal bei einem Antiquar in Rom erworben. Überall in der Bibliothek lagen jetzt aufgeschlagene Bücher, durch die man sich den Weg bahnen musste. Aber das war nicht weiter schlimm. Tagsüber saß Vater jetzt sowie so die meiste Zeit in seinem Lehnstuhl und abends half ich

ihm durch die Bücher hindurch zu seinem Bett in der Ecke der Bibliothek zu gelangen.

Der Rasen und der Garten waren zwischenzeitlich zu einem Campingplatz geworden, auf dem Arbeiter und weitere alte Leute, die aus dem Ostbezirk gekommen waren, Zelte errichtet hatten, in denen sie warten mussten, bis ihnen neuer Wohnraum zugeteilt wurde. Ich stellte fest, dass meine früheren Kollegen aus der Gärtnerei und andere Arbeitskräfte inzwischen zu Betreuern aufgestiegen waren, vermutlich weil es immer weniger Personal gab. Das Radio und der Fernseher waren verstummt. Vermutlich würden auch wir bald wie der Ostbezirk von den regelmäßigen Stromausfällen betroffen sein. Eines Nachts dann fiel auf der Spiegelinsel der Strom ganz aus. Am nächsten Tag war die Versorgung wiederhergestellt, doch der gesamte Hauptsitz des Altersheims war zunehmend überlastet. Dennoch kamen immer mehr Menschen auf die Insel, täglich kamen ganze Bootsladungen mit alten Leuten an.

Von den beiden anderen Betreuerinnen in unserem Haus erfuhr ich Neuigkeiten, die sie wiederum von den vier alten Männern im Haus gehört hatten. Und die vier alten Männer hatten sie vor ihrem Umzug von anderen aufgeschnappt. Sämtliche Altersheime außerhalb des Hauptsitzes seien inzwischen geschlossen oder dabei, geschlossen zu werden. Und niemand konnte sagen für wie lange, auch wenn alle davon ausgingen, dass es nur vorübergehend wäre. Dass nach und nach alle Altersheime auf dem Kontinent für immer schließen sollten, war völlig unvorstellbar. Das hatte aber nichts mit den Stromausfällen zu tun, sondern mit den Arbeitern, die auf

einmal seltsame Launen bekämen, die Arbeit niederlegten oder ihrem Unmut freien Lauf ließen. Das betraf vor allem die Arbeiter, die in den vergangenen beiden Jahren angekommen seien. Es sei sogar zu Angriffen auf alte Leute gekommen, wussten sie zu berichten. Die alten Leute hätten sich wegen des ungebührlichen Verhaltens der Arbeiter mit ihnen angelegt. Außerdem hätten innerhalb kürzester Zeit unzählige Arbeiter die Altersheime verlassen.

Wir drei saßen im Haus auf den Stufen der Treppe, die in den Vorratskeller führte. Dort befand sich jetzt mein Schlafzimmer. Mein ursprüngliches Zimmer mit dem Blick auf den Garten bewohnte jetzt einer der Neuankömmlinge.

Plötzlich erschien Vater an der Treppe. Er atmete schwer und rief meinen Namen, I6-0, I6-0! Ich brachte Vater zurück in die Bibliothek. Ängstlich studierte ich seinen Gesichtsausdruck, denn ich fürchtete, er sei deshalb so aufgebracht, weil er mich nicht finden konnte oder weil er unser Gespräch belauscht hatte. Aufgrund seiner Blindheit hatte er seine Gesichtszüge nicht unter Kontrolle, oder keine Lust, sie unter Kontrolle zu halten. Sein Gesicht war ein offenes Buch. Aber diesmal gelang es mir nicht daraus abzulesen, was mit ihm los war.

Die Bibliothek lag im Dunkeln. Ich hatte am Morgen vergessen, die Vorhänge aufzuziehen und fühlte mich schuldig, weil ich Vater den ganzen Tag im Dunkeln gelassen hatte. Die ganze Situation hatte sich offensichtlich auch schon auf mein eigenes Benehmen ausgewirkt. Rasch ging ich zum Fenster und zog die Vorhänge auf. Der Himmel war grau, kein Sonnenstrahl drang durch die dichte Wolkendecke. Wahrschein-

lich würde es gleich regnen. Ein heftiger Windstoß stieß das Fenster auf und blätterte die aufgeschlagenen Buchseiten um. Schnell verriegelte ich das Fenster.

Sie haben mich gesucht, Herr Jürgen?, fragte ich vorsichtig.

Vater antwortete nicht. Das silberne Haar auf seinem Kopf war vom Wind völlig zerzaust. Er hob die Hand und deutete in die Zimmerecke. Stell es ein bisschen lauter, sagte er. Das Radio lief wieder, der Verstärker hatte sich offenbar erholt. Ich stellte es etwas lauter.

„... gegenwärtig noch unklar. Es wird berichtet, dass es sich hauptsächlich um Arbeiter der dritten Welle von Flüchtlingen seit dem Inkrafttreten des Plans ‚Neuer Kontinent‘ am 1. Januar 2047 handelt, vorwiegend um Ausländer, die vom Seniorenheim aufgenommen wurden. Der Grund für den gegenwärtigen Streik wird noch untersucht. Es heißt, die Verkehrsinfokameras auf den Straßen übermitteln per Hotline aktuelle Bilder. Die meisten der Menschen, die das Seniorenheim verlassen haben, sind auf dem Weg nach Osten. Es gibt keine Anzeichen von Zusammenrottungen. Ihr Ziel ist noch unklar. Gegenwärtig gibt es keine Anzeichen für Gewalt. Das Planungskomitee Neuer Kontinent diskutiert gegenwärtig mögliche Gegenmaßnahmen. Die Bevölkerung wird gebeten, Ruhe zu bewahren.“

Noch unklar, noch unklar, noch unklar, nichts als unnützer Scheißdreck, was die da erzählen, schimpfte Vater. Da weiß ich so viel mehr als ihr, ihr Versammlungsfuzzis und Verlautbarungsklaven! Heftig wütete er gegen die politischen Ent-

scheidungsträger und zitierte aus einem seiner Gedichte: Es weint das Skelett aus Liebe und Schönheit. Es war das erste Mal seit seinem Umzug in die Bibliothek, dass er so energisch wirkte – ganz so wie damals, als ich ihn kennengelernt hatte. Er redete ohne Unterlass:

Sie sind wie immer, unfähig, sich zu ändern. Es ist immer das selbe, keine Dankbarkeit und kein Entgegenkommen, sie halten einfach stur an allem fest, ohne zu fragen, was das Beste für uns und für sie ist. Das ist sie, die Antwort dieser Menschen, die Generation um Generation hergekommen sind. Wie konnten wir so dumm sein, das zu vergessen? Ach, wohl deshalb, weil diejenigen, die sich erinnern könnten, längst tot sind. Aber ich lebe noch, es gibt noch welche, die sich erinnern, genau hier! Aus tiefstem Leid heraus haben sie hier Zuflucht gesucht, und dann? Hier stießen sie auf Ablehnung, dort stießen sie auf Ablehnung, überall, wo sie hinkamen, stifteten sie Ärger, sie töteten und legten Feuer, sie fügten uns auf jede erdenkliche Art Schaden zu. Das ist noch gar nicht lange her. Aber schweigen wir lieber davon, denn viele Jahre zuvor waren wir selbst die Unruhestifter, hatten immer das Gefühl, anderen etwas schuldig zu sein, für die ganze Menschheit verantwortlich zu sein. Wir wollten die Beziehung zwischen ihnen und uns aufrechterhalten. Warum eigentlich? Weil wir inzwischen alle gebrechliche alte Leute sind, sie dagegen jung und voller Energie. Haben wir deshalb Angst, ihr Missfallen zu erregen?

Sicher, die Leute auf diesem Kontinent sind allesamt Alte, im geistigen Verfall begriffen. Die Kirchen sind leer. Ein Kloster nach dem anderen schließt. Sie aber halten täglich Zwiinge-

sprache mit ihren Göttern. Und das fünf Mal am Tag. So kann man nicht arbeiten. Und deshalb leben sie von unserem Geld, es ist ein Fass ohne Boden. Ich habe sie nun schon lange beobachtet. Den größten Teil meines Lebens habe ich ein Auge auf sie gehabt, ich kenne ihre Geheimnisse und deshalb wage ich zu sagen: All ihre Probleme rühren daher, dass sie zu viel beten. Allein deshalb sind diese hohen Mauern um ihre Herzen entstanden, allein deshalb die ganze Ungerechtigkeit in ihrer Gesellschaft. Nur deswegen der Krieg, vor ihrer eigenen Haustür und hier bei uns. Wer von uns kennt nicht die Leiden des Krieges? Doch wir haben es überstanden, sind hiergeblieben und haben noch einmal von vorn angefangen. Warum können die nicht einfach bleiben, wo sie herkommen? Sie sollten nach Hause zurückkehren, dort für Ordnung sorgen und dort ihr Leben leben. Wir haben uns jedenfalls schon frühzeitig mit ihnen arrangiert, denke ich. Wir schulden ihnen nichts. Wir haben unsere Pflicht zur Genüge erfüllt. Doch jetzt kommt die zweite Welle. Im Fernsehen heißt es den ganzen Tag: Wir brauchen Arbeiter, wir haben nicht genug junge Leute. Sie scheuen harte Arbeit nicht, das ist doch schon mal etwas. Nun gut. Wir sind etwas klüger geworden: Kurz bevor sie ihre alte Heimat verlassen, setzen wir jedem von ihnen diesen Helm auf. Gefühle, Psyche, alle möglichen Indikatoren werden damit analysiert, auf diese Weise wissen wir sofort, wenn etwas nicht stimmt und können ihnen helfen. Zumindest hoffen wir das. Das hilft auch uns selbst. Aber wir haben es noch immer nicht schlau genug angestellt und sie lehnen diese Maßnahme ab, sind beleidigt. Wir haben ihnen erklärt, dass hier bei uns auch jeder eine körperliche Untersuchung über sich ergehen lassen und einen solchen Helm aufsetzen muss. Es interessiert sie nicht. Wenn sie kein schlechtes Gewissen ha-

ben, dann frage ich mich, was sie wollen und wovon sie Angst haben? Gibt es etwas, was wir nicht wissen sollen? Sie akzeptieren es nicht. Man kann sie nicht aufhalten, jetzt kommt schon die dritte Generation! Und damit wuchs der Plan für den neuen Kontinent. Ich weiß nicht, welche Methoden sich die Mitglieder des Planungskomitees und die Direktoren ausgedacht haben, um sie zu halten. Doch es sind nach wie vor dieselben, es wird einfach nicht besser. Wozu sie also da behalten? Wir brauchen sie nicht. Oder warum sollten wir sie brauchen? Weil wir alt sind? Nein, wir brauchen sie nicht, wir brauchen sie einfach nicht, hörst du, was ich sage, I 6-0?

Plötzlich verstummte er. Er wirkte verwirrt, ein Anflug von Furcht zog über sein Gesicht, das gleich darauf Erstaunen wich. Als ob er sich über seinen eigenen Ausbruch wunderte, dachte ich. Ob sich ein Mensch vor seinen eigenen Gedanken erschrecken konnte? Es war wohl eher so, dass ihn seine lang unterdrückten Gefühle überwältigt hatten. Sein eigener Widerstand hatte ihn erschöpft. Jetzt hatte er die Beherrschung verloren und kam sich vor wie jemand, der sich nackt ausgezogen hat, ohne zu bemerken, dass noch jemand im Raum war. Und das passierte ausgerechnet ihm, der so viel Wert auf anständiges Benehmen und Harmonie legte. Und auch ich war peinlich berührt. Es war meine Schuld. Ich war eine viel zu gute ZuhörerIn, ein viel zu schweigsames Mädchen, einfach viel zu brav. Ich war auf mich selbst wütend, denn ich hätte seine Wut spüren sollen. Ich hätte viel früher mit ihm reden sollen, ihm von mir erzählen, davon, wie es uns auf unserem Weg ergangen war, dass ich nicht wusste, wer ich war und woher die Leere in meinem Kopf kam. Nichts hatte ich gesagt. Weil ich Angst hatte, Angst davor, dass wir beide zu verschie-

den wären. Dass er jemanden wie mich nicht als Tochter annehmen würde. Vor langer Zeit hatte er einmal Kinder gehabt - und ich hegte immer noch die Hoffnung, dass ich eins seiner Kinder wäre. Ich hatte geglaubt, dass er mich nicht sehen konnte, würde die Sache etwas vereinfachen. Und jetzt hatte ich den Schlamassel. Nicht nur wegen seiner Worte. Hatte ich nicht die ganze letzte Zeit seine Pingeligkeit ertragen, nie aufgemuckt, wenn er jeden meiner Fehler korrigierte, meine Grammatik, meine Aussprache? Selbst beim kleinsten Fehler und obwohl er genau verstanden hatte, was ich sagen wollte, kam sein ewiges „das ist nicht korrekt“. Er würde mich für immer korrigieren, so lange er lebte. Er hatte ja keine Ahnung, wie viel es mich kostete, überhaupt so zu sprechen, dass ich „Fehler“ machte, die er als Fehler erkannte. Im Grunde war es unerträglich.

Es tut mir leid, I6-0, hörte ich seine Stimme. Entschuldigung, sorry, wiederholte er. Es war das erste Mal, dass er sich bei mir für etwas entschuldigte. Er hatte sich wieder beruhigt und sagte beschwichtigend: Weißt du, im Grunde interessiert mich das alles nicht, was kümmert mich das schon. Wir beide verstehen uns schließlich gut, nicht wahr? Er erhob sich, und berührte meinen Arm. Nein, er packte mich.

Seine Entschuldigung hatte mir die Augen geöffnet. Jetzt begriff ich - soeben erst war ihm bewusst geworden, dass ich, seine unsichtbare, geduldige Betreuerin, dieser Mensch, der ihn stillschweigend als Vater betrachtete, zu jener dritten Generation gehörte. Er hatte sich nie zuvor darüber Gedanken gemacht. Für ihn war ich I6-0, ein Wesen, das ihm gehorchte.

In seiner nachtschwarzen Welt existierte nicht einmal ein Schatten von mir.

Als ich dort stand wurde mir plötzlich bewusst, wer ich war und woher ich kam.

Ich musste in die Kirche. Unbedingt.

Seine Hand lag schwitzend auf meinem Arm. Ich versuchte, mich aus seinem Griff herauszuwinden, aber seine Hand war erstaunlich stark. Zum ersten Mal richtete er all seine Kraft und seine Aufmerksamkeit auf mich. Er tat mir weh. Zu spät, Vater. Herr Jürgen. Ich schüttelte ihn ab, stieß ihn weg. Mir war ganz schwindlig, donnernde Stimmen drangen auf mich ein. Draußen donnerte es tatsächlich, wie der passende Schlusspunkt zu einem Theaterstück. Ein Theaterstück, das immerzu von ihm allein inszeniert worden war.

Aber das stimmte so nicht. Ich stand da und fand einfach nicht die passenden Worte für meine Gefühle. Nicht in ihrer Sprache, die ich gelernt hatte, nicht in den Büchern dieser Insel, nicht in den Gedichten von Herrn Jürgen. Ich fand sie einfach nicht. Hier konnte ich sie auch gar nicht finden.



Ich ging, nein, ich rannte quer über das ganze Gelände in Richtung Kirche. Schon von fern sah ich einen Schwung von Menschen aus der Kirche herausströmen, die in alle Richtungen vor dem Gewitter flohen. Sie alle waren meine Kollegen, aber sie wirkten wie ausgewechselt, manche lachten schallend, andere weinten, manche machten ein würdevolles Gesicht und wieder andere waren kreidebleich. Sie sprachen nicht miteinander. Seltsam an diesem Schweigen waren auch ihre Körperbewegungen, sie wirkten verdreht, ihre Rücken schienen scheinbar vom Regen weggewaschen zu werden, sie bildeten eine knochige, zerklüftete Welle. Ausgehungert, abgekämpft, dünn waren wir, sehr, sehr dünn. Jetzt erst sah ich deutlich, was für armselige, hoffnungslose Menschen wir waren, sah mein eigenes, unterwürfiges, stummes, blindes, seltsames Ich. Dann erkannte ich J2-2. Mit aufgerissenem Mund, blutleerem Gesicht, gebücktem, mageren Körper, als wollte er sich hinter etwas verstecken, das vom Himmel herabhing, hinter dem Regen vielleicht. Er kam geradewegs auf mich zu, erkannte mich aber nicht. Eine durchsichtige Hülle schien ihn zu umgeben, ihn einzuschließen und zu ersticken. Es war nicht einfach, ihn festzuhalten, er stürmte einfach geradeaus weiter und hätte mich einfach umgerannt. Ich fragte ihn, was los sei. Er bewegte die Lippen, brachte aber kein Wort heraus.

In der Kirche war niemand. Hinter mir schloss sich die schwere Eichentür und ließ die Welt außen vor. Ich betrat diese Kirche zum ersten Mal, es war überhaupt das erste Mal, dass ich etwas, das sich „Kirche“ nannte, betrat. Der Mittelgang war

sehr lang, so dass ich gar nicht genau sah, was an seinem Ende lag, doch ich bemerkte, dass über dem Altar alles leer war, nichts von der gemarterten, verrenkten Figur eines Jesus, wie ich sie auf Bildern gesehen hatte. Während ich rasch nach vorn strebte, fielen mir die riesigen Glasfenster auf, die von Sternen übersäte Kuppel und die bunten Glasmosaiken mit Darstellungen von Heiligen und Weisen. In der Kirche herrschte ein eigentümliches Licht, bei dem mir sofort der Begriff „Himmel“ in den Sinn kam. Paradies. Je weiter ich ging, umso mehr bemerkte ich die Zeichen von Zerstörung überall. Kein Atmen war zu hören, der Himmel war verlassen, die Kirche war wie ein leeres Theater, leer wie das Universum.

Ein flackernder Lichtschein fiel auf den Boden am Ende des Mittelgangs. Ich dachte an den flackernden Spiegel in meinem Traum. Keine Angst, sagte ich zu mir selbst. Beim Näherkommen sah ich, woher das Licht kam. Es war der Film, Alpen. Er lief noch.

Ich hockte mich davor. Jetzt kam er nicht mehr von der Decke über mir, sondern war direkt vor mir. Die Erde, die Meere, die Gebirgszüge bildeten vor mir ein kontinuierliches Auf und Ab, und wieder sah ich die große Zerstörung vor mir. Außerhalb der Leinwand herrschte absolute Stille. Dann, ohne jede Vorwarnung, ertönte ein Schrei, ein langgezogener Lärm wie aus weiter Ferne, vielleicht vom anderen Ende des Horizonts. Irgendetwas näherte sich mir, ziemlich schnell, entschlossen, kalt und fremd. Nervös stand ich auf, mir brummte der Schädel. Komm, dachte ich. Wie um mir selbst eine Anweisung zu geben.

Das Bild vibrierte noch immer heftig, wie erloschene Sterne, die plötzlich wieder alle gleichzeitig auf einem schwarzen Vorhang aufleuchten. Das wirkte in diesem Fall aber gar nicht schön, eher wie ein unerwarteter, endloser Horror. Doch ich war nicht das Publikum, ich begann im Einklang mit der Leinwand zu atmen, mich zu bewegen, zu wetteifern, denn das war mein ganzes bisheriges Leben, das war ich. Nichts als ein erbärmliches bisschen Kotze.

Dann spürte ich ein Leuchten, ein Fließen, eine Explosion, statt sich auszudehnen zog sich alles zusammen und ordnete sich entlang einer Zeitlinie, wie wenn der Chirurg nach der Operation die Wunde zunäht und alles war gut. Aber nichts war gut. Die zuckende Leinwand war verwaschen, exponiert, hatte zu viel Licht abbekommen, wie ein weißer Nebel, der nicht absinken wollte.

Als ich erwachte, war schon der Tag angebrochen und allein meine feuchten Kleider verrieten mir, dass ich nicht geträumt hatte. Aber ich konnte mich kaum erinnern, wie ich aus der Kirche herausgekommen war und querfeldein wieder in dieses Haus zurückgekehrt war. Unterwegs hatte ich mich mehrmals übergeben wollen. Durch meinen verschleierte Blick hindurch erkannte ich nichts in der Umgebung, Menschen kamen und gingen, traten aus ihren Häusern heraus und verschwanden darin, stießen Schreie aus. Alle hatten sich anscheinend splitternackt im selben Traum versammelt, sie standen auf einer Straße unter Beschuss, an einer Grenze im Kanonendonner, rechts und links gingen Menschen zu Boden und ich kroch auf allen Vieren, um ein Versteck zu suchen.

Ich kniete nieder und betete. Allahu' akbar, Allahu' akbar, immerzu wiederholte ich meine Rufe. Doch es war sinnlos. Ich stand auf und schleppte mich weiter, bis vor mir die Treppe zu Herrn Jürgens Haus auftauchte. Ich ging hinein. Drinnen war kein Laut zu hören. Die Tür stand weit offen und die Holzdielen waren ganz schmutzig. Im Flur und auf der Treppe lagen wie bei einem hastigen Aufbruch verlorene Gegenstände. Es konnten aber auch Gegenstände sein, die bei einer Plünderung zurückgeblieben waren. Ich versuchte, Ruhe zu bewahren, obwohl ich am ganzen Körper zitterte.

In der Bibliothek sah alles so aus wie zuvor. Herr Jürgen saß in seinem Lehnstuhl, die Augen geschlossen, sein großer Körper war in sich zusammengesunken. Er schlief. Wahrscheinlich hatte das Warten ihn überstrapaziert und er hatte nicht bemerkt, dass es schon hell geworden war. In dem schwachen Licht, das von außen hereindrang, wirkte er wie eine Wachsfigur. In der Hand hielt er ein Messer, ein kleines Küchenmesser zum Obstschälen.

Plötzlich schlug er die Augen auf und rollte die weißen Augäpfel, während der Rest seines Gesichts auf bizarre Weise unbeweglich blieb. Dann versank sein Bewusstsein wieder in tiefe Nacht. Er hörte mich atmen, richtete sich auf und fuchtelte mit dem kleinen Messer in der Luft herum. Dabei verletzte er meinen Arm. Es war aber nicht weiter schlimm. Er war viel zu schwach. Die Hand, die das Messer hielt, sank, er ließ das Messer los und sein Arm hing schlaff herab.

Und ich stand da mit einem dringenden Mitteilungsbedürfnis. Er war zwar nicht mein Vater, aber wem sonst hätte ich mein Herz ausschütten können?

Ich nahm ihm das Messer weg und er schreckte auf. Dann ergriff ich seine Hand und legte sie auf mein Gesicht. Seine weiße, lange, faltige Hand mit dem silbernen Haarflaum strich über meine Stirn, meine Augen, meine dunkle Haut. Ich beobachtete seinen Gesichtsausdruck. Unter seiner Hand nahm allmählich mein Gesicht Gestalt an. Er wollte seine Hand zurückziehen, aber ich hielt sie fest. Er murmelte irgendetwas. Sein Kopf hing schief und er fiel in seinen Sessel zurück.

Ich begann zu sprechen, schwamm in meiner Muttersprache, in der ich nicht angestrengt nach Worten fischen musste. Ich war es müde. Zu müde, um um Worte zu ringen, meine Grammatik und meine Aussprache korrigieren zu lassen. Jetzt konnte ich in meiner eigenen Sprache sprechen, denn die Worte waren wieder da und sie sprudelten wie Wasser aus meiner Kehle.

Ich heiße Muna Abdul Sa'ad und bin südlich von Damaskus geboren. Seit dreißig Jahren herrscht dort mit Unterbrechungen Krieg, wir befinden uns in der jüngsten Kriegsphase. Tatsächlich dauert der Krieg bereits mehrere tausend Jahre an, möglicherweise noch länger. Die Kriege, die seit dem Anbeginn der Menschheit toben, haben bei uns nie zu einem Ende gefunden. Nach meiner Geburt hatte sich immerhin das Ausmaß des Krieges verringert und wir waren nach langem, geduldigem Ausharren ein wenig zur Ruhe gekommen. Natürlich war die Stadt völlig zerstört und lag in Ruinen. Doch viele

Menschen hatten sich, so wie meine Familie, entschlossen zu bleiben. In meiner Generation gab es weder Lehrbücher noch Schulen, doch ich habe alles über chemische Waffen, Streubomben, thermobarische Granaten, Raketengeschosse, Panzerabwehrraketen und Drohnen gelernt und mir alles Wissen über die fortschrittlichsten Waffentechniken der Menschheit angeeignet. An den Lärm einschlagender Granaten und das grelle Licht von Feuerbällen, die den Himmel teilen, bin ich gewohnt.

Ich hatte noch einen Bruder und eine Schwester, die jedoch auf unserer Flucht in den Libanon zusammen mit meiner Mutter bei einer Bombenexplosion umgekommen sind. In Tripolis fand mein Vater eine befristete Arbeit. Wie meine Mutter war er zuvor in Damaskus Professor für Literatur gewesen, doch jetzt musste er von vorn anfangen, um von der Pike auf das Bauhandwerk zu lernen. Dabei bestand er weiterhin darauf, mich zuhause in arabischer Literatur zu unterrichten und veräußerte sich, um Bücher aufzutreiben, die er mir zu lesen gab. So las ich den Koran und die Werke der Dichter al Buhturi, Goethe, Schiller, Lord Byron, Shakespeare, Valéry, Rimbaud, Dickens und Ibn Qutaiba. Ich las auch die heiligen schiitischen Schriften. Uns gegenseitig stützend, überstanden Vater und ich das erste Jahr in Tripolis. Trotz aller Widrigkeiten gaben wir die Hoffnung nicht auf. Schon damals begann ich, Farsi zu lernen, mir fiel das Fremdsprachenlernen früher sehr leicht. Tagesüber unterrichtete ich eine Gruppe von Kindern, denen ein gutmütiger Libanese ein Klassenzimmer zu Verfügung gestellt hatte, in arabischer Sprache. Die Kinder gehörten unterschiedlichen Altersstufen an, manche von ihnen kamen nur einmal und verschwanden anschließend auf Nim-

merwiedersehen. Wir saßen während des Unterrichts auf dem Boden, nur im Winter standen wir und stampften beim lauten Lesen der Bücher im Rhythmus mit den Füßen. Abends ging ich nach Hause, um mit meinem Vater zu Abend zu essen. Oder nicht zu essen. Wenn Vater nach Hause kam, setzte er sich meistens wortlos an den Tisch. Mir war bewusst, dass er sich, abgesehen von der harten, körperlichen Arbeit und der Trauer um den Verlust von Frau und Tochter, Sorgen um unsere Zukunft machte. Darüber kein Wort zu verlieren gehörte zu seiner Vorstellung von „guter Sitte“. Er war zu Tode betrübt, nur sollte ich nichts davon merken.

Eines Tages brachte mir Vater ein Buch mit, das er von einem Straßenhändler gekauft hatte, Das Buch der Tiere von al-Dschāhiz. Obwohl es nur ein Band des siebenbändigen Werks war und noch dazu in einem ramponierten Zustand, waren Vater und ich davon begeistert. Schon oft zuvor hatte er mir vom Leben und Werk al-Dschāhiz' erzählt und ich war voller Bewunderung für den Autor und sehr neugierig auf seine Schriften. Nicht nur weil Vater mir erzählt hatte, dass sein Werk voll von den Ideen von Freiheit und Toleranz des goldenen Zeitalters arabischer Prosa war, sondern auch weil er als Autodidakt galt und in jungen Jahren mit dem Studium des Farsi begonnen hatte. Zwei Dinge, die ich mit ihm gemeinsam hatte. Nachdem wir an jenem Abend ein einfaches Essen aus Pfannkuchen und schwarzem Tee zu uns genommen und die Hände gewaschen hatten, setzten wir uns zusammen und lasen in dem bereits schummrigen Zimmer in diesem Buch: „Ich möchte dich wissen lassen, dass ein Kieselstein nicht minder von der Existenz Gottes zeugt als ein Berg, der menschliche Körper ist ein Zeugnis dafür genauso wie

das Universum, das unsere Welt umfasst. Aus diesem Grund hat das Kleine und Schwache ebenso viel Gewicht wie das Große und Weite.“

An diesem Abend begann ich, al-Dschāhiz zu verstehen. Ich suchte alles, was ich über ihn finden konnte und ließ ihn und sein goldenes Zeitalter vor meinem inneren Auge auferstehen. Einen Monat später wurde mein Vater auf dem Heimweg von der Arbeit von einer Granate getroffen. Noch bevor ich ihn beerdigen konnte, wurde ich vom Projekt „Neuer Kontinent“ rekrutiert. Das war drei Tage nach meinem siebzehnten Geburtstag.

Dieses Projekt sah vor, uns zu „reinigen“ und anschließend auch das Projekt selbst fein säuberlich auszulöschen. Leute von der Regierung steckten mich in ein „Institut für medizinische Forschung und nationale Gesundheit“ und unterzogen mich einer körperlichen Untersuchung. Es handelte sich um ein weißes Gebäude, das tatsächlich an ein Krankenhaus erinnerte und versteckt in einer kleinen Gasse unweit des Platzes der Märtyrer lag. Ich hätte nie gedacht, dass es in Tripolis einen so sauberen Ort geben könnte. In jedem Zimmer waren bunte Glasmosaikfenster, so wie in eurer Kirche. Ich bekam Einmalkleidung anzuziehen und sogar Kaffee zu trinken und Brot zu essen. Dann wurden wir nach Alter und Geschlecht in Gruppen unterteilt. Nach einer allgemeinen Routineuntersuchung wurde ich in ein kleines Zimmer geschleust, in dem sie mir eine Apparatur auf den Kopf setzten. Auf einem Monitor vor mir lief ein Film, ein Film ohne Menschen, nur Gebirgszüge, Pflanzen, Wasserfälle. Jetzt erinnere ich mich. Es war ein Film wie Alpen. Dann hörte ich aus dem Nebenraum ein lau-

tes Piepsen und der Film war zu Ende. Niemand kam, um mich zu holen und ich saß lange allein in der Stille des Zimmers, vielleicht bin ich eingeschlafen. Uns wurde während der Prozedur überhaupt nicht bewusst, dass man uns gerade sämtliche Erinnerung raubte. Sie wollten, bevor wir hierherkamen, die „latente Gefahr“ ausmerzen, die von uns ausging. Und so wurde ich zu einer lebenden Leiche. Als sie uns schließlich aus den Zimmern holten, erzählten sie uns, ein Krieg sei ausgebrochen und die ganze Stadt werde evakuiert, das beste für uns sei, das Land zu verlassen. In diesem Augenblick ging eine Alarmsirene los, in einem furchtbaren schrillen Ton, so etwas hatte ich noch nie gehört. Mir war nicht bewusst, dass ich diesen Ton schon Zigtausend Male gehört hatte, dass er Teil meines Lebens war. Um in uns den Wunsch zu wecken, dem Krieg zu entfliehen, hatten sie uns die Fähigkeit genommen, den Krieg zu ertragen. Und so begann meine Reise von Süden nach Norden, von Osten nach Westen, einmal quer über den ganzen Kontinent. Auch das gehörte zu ihrem Plan: Diesen beschwerlichen Weg zum Ausgangspunkt unserer Erinnerungen zu machen, damit wir uns über die Ankunft am Ziel freuten, um mit einer „gesunden Geisteshaltung“ das neue Leben anzunehmen, uns zu dankbaren Flüchtlingen zu machen. Das war alles genau geplant, einschließlich des Gedankens, hier meinen Vater zu finden, den sie mir eingepflanzt hatten, nehme ich an. Sie nahmen uns das Wertvollste und ersetzten es durch einen Funken Hoffnung, wenn auch eine falsche. Doch dieser Film Alpen brachte das System ins Wanken. Vielleicht hatten sie versehentlich den falschen Film ausgewählt, denjenigen, den sie uns bei unserem „Gesundheitscheck“ gezeigt hatten. Gestern in der Kirche ist es dann passiert. Unser Gehirn erhielt neue Informationen, plötz-

lich verstanden wir alles. Es war genau so, wie Sie gesagt haben: Die erste Generation von Flüchtlingen kam freiwillig aus der Not heraus hierher, aber sie hatten Probleme, sich anzupassen und bereiteten viel Ärger. Sie wurden vertrieben und die Gefährlichen wurden eingesperrt, zur ‚Behandlung‘ im „Rehazentrum“. Die zweite Generation wurde bereits mit dem Helmverfahren traktiert. Aber das erwies sich als kostspielig und war nicht sehr erfolgreich. Erst mit uns, der dritten Generation, wurde das Projekt in seiner gegenwärtigen Form umgesetzt. Es heißt, dass die Leute dort, besonders im Nordwesten, schon zu Menschen ohne Gedächtnis geworden wären. Der Plan hat also tatsächlich großen Erfolg gezeitigt – bis gestern.

Wie kann ich aber wissen, ob sich unter dem aufgedeckten Geheimnis nicht noch ein weiteres Geheimnis verbirgt? Der Krieg ist real, Kriege gibt es immer und überall, aber angenommen, die späteren Kriege wurden von euch angezettelt, als Vorwand, um uns „rein“ zu machen, um uns auszunutzen? Ich weiß es nicht. Heute morgen, als ich in der Kirche die Augen aufschlug, erinnerte ich mich daran, wer ich bin. Und gleichzeitig weiß ich überhaupt nicht, wer ich bin. Was kann ich tun, um herauszufinden, wer ich wirklich bin? Alles lässt sich fälschen, man kann immer etwas wegnehmen und hinzuerfinden. Aber plötzlich habe ich mich an ein Zitat von al-Dschähiz erinnert, diese Erinnerung ist ganz bestimmt nicht nur eine Täuschung: „Die Hyäne jagt dem Fuchs Angst ein und dieser jagt allen Tieren Angst ein, die ihm unterlegen sind. Es ist ein Naturgesetz, dass einige Wesen den anderen als Nahrung dienen. Alle kleinen Tiere essen kleinere, nur die größeren Tiere können keine größeren Tiere fressen. Die

Menschen verhalten sich zueinander wie Tiere ...“ Auch das ist ein Zitat aus Das Buch der Tiere. Die Erinnerung an dieses Zitat hat mir schließlich bestätigt, dass ich Muna bin, der Mensch, von dem ich Ihnen gerade erzählt habe. Ich habe lange geweint.

Ich hätte so gern einmal mit ihm geredet, meinem zweiten Vater, al-Dschāhiz. Was er für mich bedeutet, wissen Sie schon. Er lebte im neunten Jahrhundert und war, was man damals einen Ḥākim nannte - ein Universalgelehrter. Er wurde im irakischen Basra geboren, wo Euphrat und Tigris aufeinandertreffen, in der Gegend, in der auch Abraham geboren wurde. Er war einer der wichtigsten arabischen Schriftgelehrten und hinterließ zahlreiche literarische, naturwissenschaftliche und philosophische Werke. Sein Name al-Dschāhiz heißt so viel wie „der mit den vorstehenden Augen“. Da seine Vorfahren aus Äthiopien stammten, hatte er afrikanische Gesichtszüge und seine hervorstehenden Augen wirkten auf die Menschen in seiner Umgebung befremdlich. Heute erinnerte man sich eher amüsiert an dieses Detail. Er sprach und las so gut Griechisch wie er Arabisch sprach. Mit der griechischen Sprache und Philosophie war er nach seinem Umzug nach Bagdad in Berührung gekommen. Immer wieder nahm er in seinen eigenen Werken darauf Bezug, besonders auf Aristoteles. Auch seine siebenbändige Enzyklopädie Das Buch der Tiere ist ein Dialog mit einem ähnlichen Werk von Aristoteles. Er war Autodidakt, denn er war in so ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, dass er als Kind seine Eltern als Fischverkäufer ernähren musste. Sein geistiges Zuhause lag in drei Kulturen, in der arabischen, die er sein Leben lang hochhielt, in der griechischen, die fortwährend von der anderen Seite des Mit-

telmeeres den Weg zu ihm fand, und in der persischen, die er gegen die Bedrohung von außen stets verteidigte. Im Zusammenfluss des Stroms aus den Quellen dieser drei Kulturen sah er die Zukunft unserer Zivilisation. Später fand er vor allem als exzentrischer, radikaler Schriftgelehrter Respekt, der sich nicht scheute, seine Gegner mit drastischen Worten zu schmähen. Für mich wird ihm diese Einschätzung nicht gerecht. Wahrscheinlich lag es an seinem Aussehen. Dass der Einfluss eurer übermächtigen Kultur immer stärker wurde, hat sein Bild auf gefährliche Weise beeinflusst. Wir machten uns eine falsche Vorstellung von ihm, weil wir zu sensibel sind, leicht zu beeinflussen und schwach, auf andere Weise schwach als ihr es seid. In späteren Jahrhunderten waren wir gar nicht in der Lage, sein komplexes, unorthodoxes Denken nachzuvollziehen. Niemand verstand, dass eine Absicht dahinterlag, dass er sich bewusst gegen die Menschen seiner Zeit stellte, die in ihren Konventionen gefangen waren, nicht selbstständig dachten und sich auf ihren Instinkt verließen. Seine Spottschriften und sein bissiger Humor richteten sich gegen den durch stumpfes Festhalten an der Tradition zu einer leeren Hülle verkommenen Glauben. Er versuchte, trotz der beengenden Kultur, in der er lebte, seinen lebendigen Geist frei wie ein Vogel schwirren zu lassen. Was niemandem bewusst war: Ein fliegender Vogel kann nicht stolpern. Durch ihn habe ich gelernt, wie man die hässlichen und böartigen Wesen genauso durchschaut wie die schönen und gutartigen. Vielleicht lag das gerade an seinem für uns eigenartigen Aussehen und den auffälligen Glubschaugen? Das weiß ich nicht, ich weiß nur, dass auch er nicht vollkommen war. Welche Richtung sein Denken in späteren Jahren genommen hat, kann man nicht genau sagen. Von den dreihundert Werken,

die er verfasst hat, ist ein großer Teil verloren gegangen und viele wurden von Dritten überliefert oder zitiert. Auch meine Ausgabe des Buchs der Tiere ist natürlich verloren, denn unser Haus ist sicher von Bomben zerstört worden.

Ich war noch nie in Basra. Es heißt, dort wuchsen einst Tausende von Dattelbäumen. Haben Sie schon einmal einen Dattelbaum gesehen? Wir nennen ihn den „Baum des Schicksals“. Doch auch sie gibt es nicht mehr, denn Basra ist nur noch ein Haufen Müll, mit einem erstickenden Gestank nach Abwasser und Abgasen. Und al-Dschähiz ist längst vergessen.

Das also ist mein zweiter Vater. Ach, ich habe ganz vergessen zu erzählen, wie er gestorben ist. Er starb in seinem Studierzimmer, wo er von herabstürzenden Büchern erschlagen wurde! Wahrscheinlich können meine beiden Väter jetzt irgendwo fröhlich miteinander plaudern. Doch wer weiß das schon. Ich weiß zu wenig. Eben erst habe ich mich wieder an das alles erinnert. Und ich musste dabei an Sie denken, warum Sie unmöglich mein dritter Vater sein können. Wie seltsam, dass ich hier gelandet bin! Die beiden waren niemals hier und haben sich doch in Gedanken aus ihrer zerstörten Welt heraus immer wieder nach Norden begeben, als ob hier unsere Rettung läge. Und nun bin ich auf diese seltsame, menschenverachtende Weise hierhergekommen. Ich habe mich angepasst und eure Sprache gelernt. Alles was ich habe, sind Sie. Und auch Sie haben nur mich. Aber jetzt muss ich wieder an den Satz denken, den Sie sich auf den Grabstein meieln lassen möchten: Es weint das Skelett aus Liebe und Schönheit. Klingt dieser Satz jetzt nicht einfach furchtbar?

Mit einem Mal wurde mir bewusst, wo ich mich befand. Der alte Mann vor mir im Lehnstuhl war bereits steif. Wie hatte ich nicht bemerken können, dass er längst seinen Atem ausgehaucht hatte? Mir fiel wieder ein, dass er, schon als ich zu reden anfang, mit schief hängendem Kopf dagesessen hatte. Doch vor lauter Mitteilungsdrang hatte ich gar nicht wahrgenommen, dass er mich nicht mehr hörte. Es war zu spät. Nie hatte er erfahren, wer ich wirklich war. Für ihn zählte es vermutlich gar nicht, es hatte ihn nie interessiert. Jetzt war er tot, aus und vorbei. Zwischen uns beiden konnte nichts mehr entstehen.

Draußen war es schon dunkel, nur Feuerschein und laute Rufe drangen in das Zimmer. Ich ging hinaus und roch den vertrauten Brandgeruch, erlebte das vertraute Chaos. Ich sah, wie die Menschen, die dasselbe durchgemacht hatten wie ich, über die Insel stürmten, aufgeregt wie Kinder schrien sie wild durcheinander, einer versuchte den anderen zu übertönen. Das alte Heldendenkmal war zerstört worden, der steinerne Spiegel in der Hand des Helden war zersplittert und lag in Bruchstücken auf dem Boden. Ein paar der Schreihälse spielten mit dem Kopf des Helden Fußball, ließen ihn wie ein Spielzeug über den Rasen kullern. Sie mussten sich abreagieren, ihren Frust und ihren Hass ausleben, bevor sie sich Gedanken darüber machten, wie es weitergehen sollte. Von dieser Insel voller enttäuschter Waisenkinder flohen jetzt die Alten, mit letzter Kraft strebten sie entschlossen voran, als wäre der Tod nicht ohnehin nahe. Ich sah vor den Alten nur die tosenden Wellen des Meers, die gegen die Klippen am Ende dieses Kontinents schlugen. Zum ersten Mal blickten wir ih-

nen aufrecht und stolz entgegen wie unsere Vorfahren, als sie dereinst aus der Wüste kamen.

Ich drehte mich noch einmal nach der Bibliothek um. Unter der schwachen Beleuchtung und dem von außen eindringenden Wind wirkten die Bücher jetzt zerbrechlich und nutzlos. Diese Worte, dieses in vielen Jahrhunderten verknöcherte Wissen erwartete das gleiche Schicksal wie al-Dschāhiz. Ich warf noch einmal einen Blick auf Herrn Jürgen. Seine blinden Augen waren weit aufgerissen, leer und emotionslos. Sie sagten nichts mehr, keine Schmähungen mehr, kein Spott und keine Zurechtweisungen. Sein Anblick erinnerte mich daran, dass ich noch am Leben war. Aber ich wollte nicht hinausgehen und mich den anderen anschließen, in deren Köpfen gerade die Erinnerungen explodierten. Und sie vertrauten ihnen, den wiedergewonnenen Gefühlen und Informationen. Bald würden sie sich zusammenrotten und alles, was sich ihnen in den Weg stellte, angreifen und vernichten. Soeben errichteten sie mit alten Reifen und Erde Barrikaden gegen alles, was bald aus dem Dunkel zu erwarten war. Was sollte ich hier noch, allein mit der Leiche eines alten Mannes? Nie wieder würde es hier eine der feierlichen Beerdigungen geben, kein weißer Grabstein mehr, auf dem die von ihm erhoffte, liebevolle Inschrift stehen würde. Die über lange Zeit hinweg ignorierte Erschöpfung überwältigte mich. Ich ließ mich auf den Boden unter dem Fenster sinken. Die Gedanken an die tägliche Arbeit und die Leere auf der Insel, an die Alpträume auf der Reise hierher und meine zerstörte Heimat kehrten zurück und wurden zu eins. Die vielen Erinnerungen ermüdeten mich. Doch ich würde noch die Kraft finden, diesen alten Mann zu beerdigen, in diesem Zuhause, dass nie seins gewesen war

und schon gar nicht meins. So wie ich unterwegs die Wunden meiner Weggenossen versorgt hatte, half, abgetrennte Gliedmaßen aufzusammeln, und Frauen bei der Geburt beigestanden hatte. Ich brachte ihn weg und zog seine Leiche durch die Dunkelheit.

TONG MO



Geb. 1985 in der Provinz Jiangsu, China. Lebt und arbeitet in Peking. Veröffentlichungen: „The Stories“ (Märchen-Sammlung), „The Suspended Nest“ (Kurzgeschichten), „Ethnography of Nie Gao“ (Kurzgeschichten). Projekte: „Ethnography of Nie Gao“ (Design Shanghai, 2015), „A Ship of Ninghua Seed“ (11. Shanghai Biennale, City Project, 2016)

KARIN BETZ



Übersetzerin u. a. von Nobelpreisträger Mo Yan und Bestsellerautor Cixin Liu. Überträgt aus dem Chinesischen und Englischen. Sie ist Kulturvermittlerin, Herausgeberin, Moderatorin und DJ. Außerdem schreibt sie Rezensionen und Artikel, vor allem über Literatur aus China und ihre Übersetzungen, über zeitgenössische Lyrik, Text & Musik und Tango Argentino. Sie lebt in Frankfurt am Main.